Herm. Hirschfeld,

Die Komödianten-Toni.

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Vorausbezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Vorausbezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Umwenden.

Das düstere Haus. Novelle von L. Keiffen.
Ein verborgenes Leben. Novelle von Ernst Lingen.
Hagar's Geheimniß. Roman von L. von Berlepsch.
Die Freier. Novelle von H. von Veltheim.
Eine zehnte Symphonie. Novelle von Elise Polko.
Glycera. Novelle von H. Fred.
Hermine. Novelle von M. Lenzen di Sebregondi.
Zwei Bräute. Novelle von M. von Pelzeln.
Auch ein Heimweh. Novellette von Elise Polko.
Maria Angela. Novelle von Ev. von Pütz.
Am hohen Felsen. Novelle von M. Berger (S. v. Follenius).
Schicksalswechsel. Novelle von A. v. Wegerer.
Die Tochter des Flüchtlings. Novelle von H. Fred.
Am Rande des Abgrunds. Novelle von E. Franz.
Die Uhr des René Cardillac. Novelle von Walter Schwarz.
Else Benker. Novelle von Sophie Gräfin Brockdorff.
Der Armendoctor. Novelle von Karl Schrattenthal.
Die Heldin der Saison. Novelle von Albert Holm.
Nach Hause! Novellette von Elise Polko.
Die von Wallern. Ungarische Novelle v. Dr. A. Stára.

Diese zweite Reihe erscheint in neuem Gewande in hübschem hellem Originalband, der bedeutend verstärkt ist.

Wie die erste Reihe der „Novellen-Sammlung" die Gunst des Publicums sich im Fluge erobert hat und jetzt einen Ehrenplatz in den bellettristischen Hausbibliotheken einnimmt, so wird die zweite Reihe zweifellos eine ebenso willkommene Aufnahme finden. Das unbestreitbare Lesebedürfniß unserer Zeit bedarf vortrefflicher Nahrung, damit es nicht unter nachtheiligen Einflüssen ausarte. Hier wird eine solche Geistesnahrung geboten zu einem Preise, der auch für den Minderbemittelten erschwinglich ist, damit er diese nicht in den Leihbibliotheken suche, sondern durch die Freude am fertigen Buch zur Anlage einer guten Privat-Bibliothek angeregt werde.

Geist- und herzanregende, poesie- und phantasiereiche, vielfach dem wirklichen Leben entnommene Stoffe,
Mustergültige Vollendung der Form,
Gewählte, ganz aparte Ausstattung und dabei
Fast unerreichte Billigkeit

werden die neuen Bände neben den ersten in Tausende von Familien als gern gesehene Hausfreunde einziehen lassen.

Köln, 1887.

J. P. Bachem.

Jeder Band, ein abgeschlossenes Ganzes bildend, ist auch einzeln käuflich

Inhalt der I. Reihe, Band 1–20, siehe im hintern Deckel dieses Bandes.

26

Bachem's Novellen-Sammlung.

Eine belletristische

Haus- und Familien-Bibliothek.

Band 26.

Die
Komödianten-Toni.

Roman

von

Hermann Hirschfeld.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Köln am Rhein.

1818
J. P. BACHEM BUCHDRUCKEREI
KÖLN
51216

Die Komödianten-Toni.

Roman

von

Hermann Hirschfeld.

1.

Am blauen, wolkenlosen Himmel glänzte die Sonne eines heitern Sommer-Nachmittags. Leben und Freude spendend sandte sie ihre Strahlen der Erde entgegen, wie eine zärtliche Mutter. Froh und verklärt strebte empor zu ihr, was da webte und sich regte in der unendlichen Natur, das golden schimmernde Laub, die Knospe, die ihr Wink aus verborgener Hülle gerufen, der bunte Vogel, der die Strahlende mit seinem schönsten Liede grüßte, und das Menschenherz, das höher und voller schlug in der Brust und den hellen Schein in sich aufnahm wie einen Friedensgruß aus bessern Höhen.

Wie Sonnenschein und Sommerlust leuchtete und tönte es aus jener Gruppe lichter Mädchengestalten, die auf dem Rasenplatze des gräflich Werther'schen Schloßgartens im Reifenspiel hin und wieder eilten. Hell die Kleider, hell das Antlitz — es war ja ein Tag des Frohseins und der Lust, zu dem selbst die Natur ihr bestes Kleid angelegt zu haben schien: das Geburtsfest der fünfzehnjährigen Tochter des Hauses,

der jungen Gräfin Melanie von Werther. Sie war das einzige Kind ihrer zärtlichen Eltern, mit deren Hand der Glückliche, der sie einst als Gattin heimführen durfte, zugleich den ganzen reichen Besitz des Werther'schen Geschlechts empfing.

Aber die vielgepriesene Erbin dachte in jenem Augenblick an nichts weniger als schon an Brautstand oder Besitz; mit kindlicher Heiterkeit überließ sie sich dem Spiele, und hell jauchzte sie auf, wenn ein glücklicher Wurf ihr gelungen war.

Melanie von Werther konnte nicht für eine Schönheit gelten; aber ein Ausdruck der Herzensgüte und der Aufrichtigkeit verlieh ihrem zarten, von blonden Flechten umwallten Antlitz einen besondern Reiz, dem man sich schwerlich entziehen konnte, zumal mit ihren äußern Vorzügen die Liebenswürdigkeit des Wesens und Bildung des Geistes gepaart erschienen.

Aber der Blick des jungen Mannes, der eben die Schloßterrasse herniederstieg, um sich in den Garten zu begeben, schaute mit einem fast feindseligen Ausdruck auf das fröhliche Treiben zu seinen Füßen; weiter schweifte sein Auge über die üppig grüne Pflanzung, des Grafen Werther Lieblingsschöpfung, der dieser jede Muße weihte, und darüber hinaus über Park, Felder und Wiesen, — alles Eigenthum des Mannes, der auch jenen stattlichen Herrensitz sein Eigen nannte. Der junge Mann hatte eben dessen kostbar ausgestattete Räume verlassen, in denen er selber, trotz seiner bevorzugten Stellung, trotz der Eleganz seines

Wesens und Auftretens, doch stets nur ein Fremder, ein Geduldeter war, dem jeder Tag den Abschied bringen konnte.

Der etwa vierundzwanzigjährige Mann, in gewähltem, aber trotz des Sommertages völlig schwarzem Anzug, war George Eldon; er bekleidete die Stellung eines Privat-Secretairs bei dem alten Grafen Maximilian von Werther, dem eigentlichen Besitzer der Herrschaft. Das Majorat war aber auf den dringenden Wunsch des alten Herrn, in Anbetracht seiner Schwäche und Kränklichkeit, schon bei seinen Lebzeiten auf den ältesten Sohn des Hauses, den Grafen Rudolph, übergegangen. Für sich selber hatte er einen Seitenflügel des Schloßgebäudes zurückbehalten, in dem er mit seinem Privat-Secretair und einigen Dienern lebte. Kränklich und menschenscheu, wie er seit den letzten Jahren erschien, verkehrte er wenig mit seinen Kindern, obwohl er für Melanie und ihre Eltern die größte Zuneigung hegte und keine Gelegenheit versäumte, ihnen dieselbe zu bezeigen. Der Secretair schien ihm völlig zu seinem Umgang zu genügen.

Es war fast zum Erstaunen, mit welcher Geduld George Eldon mit allen Wünschen, aller Frische der Jugend in des alten Mannes Launen und Wunderlichkeiten sich fügte. Graf Rudolph, der jetzige Besitzer des Gutes, vermochte zuweilen ein Kopfschütteln des Zweifels nicht zu unterdrücken, und ein leiser Argwohn stieg in seiner Seele auf, ob nicht diese Anhänglichkeit weniger Zuneigung als Berech-

nung sei. Aber seine Seele war zu edel, um niedern Verdacht Wurzel fassen zu lassen, und gern gönnte er seinem alten Vater, den er von Herzen liebte, den Gesellschafter.

George Eldon, aus englischer Familie stammend, war nichts weniger als unansehnlich: schlank gewachsen, mit röthlich blondem Haar, feinen und regelmäßigen Zügen. Aber in den blaugrauen Augen lag eine Unstätheit, die unwillkürlich den tiefern Beobachter abstieß, zumal wenn sie in unbewachten Augenblicken aufblitzten mit dem Ausdrucke der Tücke und des Neides.

„Wie froh sie sind!“ sagte er vor sich hin in halblautem Selbstgespräch. „Wohl können sie jubeln: bescheerte ihnen doch schon in der Wiege das Glück seine reichsten Gaben, . . . warum war es mir eine Stiefmutter? Aber ich will erzwingen, was es mir versagte. Meine Jugend setze ich ein dafür, das ersehnte Ziel zu erreichen, — und ich werde es, das sagt mir eine innere Stimme. Ich werde einst der Gatte jenes Mädchens heißen, das sich dort, unbewußt des Kommenden, auf grünem Rasen tummelt; mein müssen sie einst werden, diese Schlösser, diese Güter und Dörfer, das Eigenthum George Eldon's, des Beneideten, Gefürchteten. Denn lüften werde ich das Geheimniß, das über diesem Hause schwebt, das in des Alten Brust versiegelt ruht, das ihn quält und peinigt und ihn dem Grabe zuführt. Haben muß ich's, und mit ihm die Herrschaft über Schloß Werther und seine Besitzer!

Den Schleier lüften muß mir der Alte, ehe er von hinnen fährt, und sollte ich mit dem Tode selber ringen, wenn er kommt, ihn zu holen, ehe er gesprochen."

Das Antlitz des jungen Mannes nahm plötzlich einen andern Ausdruck an; das düster brennende Feuer seines Blickes erlosch, und sein ganzes Wesen war ergeben und bescheiden wie immer. Denn in einiger Entfernung gewahrte er den Grafen Rudolph, der, seine Gattin am Arm, eben auf den jungen Mann zukam und ihn freundlich begrüßte.

Der Herr des Gutes mochte etwa im Anfang der Vierziger stehen; das gesunde Leben auf dem Lande, eine ruhig genossene Jugend und der Frieden stillen häuslichen Glückes hatten sein Antlitz mit der Röthe der Gesundheit gefärbt, und Zufriedenheit mit Gutmüthigkeit vereint sprachen aus seiner ganzen Erscheinung, die aber auch einer gewissen Würde nicht entbehrte.

Seine Gattin glich ihm an Liebenswürdigkeit; nur waren ihre Züge ernster und strenger, und fast schien es, als ob die Gegenwart des jungen Secretairs diesen Ausdruck eher erhöhe als mindere.

„So recht, mein Freund," rief Graf Rudolph dem Secretair entgegen; „genießen Sie auch ein Mal einen vollen Athemzug der frischen, freien Gottesluft! Wie wünschte ich, mein Vater verließe selber seine Gemächer, um über Stirne und Herz den sommerlichen Hauch ziehen zu lassen! Es würde ihn auf andere Gedanken bringen. Hören Sie doch die Lust der Jugend! — sie

würde ihn seine unerklärliche Schwermuth vergessen machen."

„Ich theile Ihre Meinung, gnädiger Herr," entgegnete Eldon, sich verbeugend. „Ich erlaubte mir sogar, meinen Gebieter zu bitten, ihm meinen Arm zu einem Spaziergang durch den Garten anbieten zu dürfen; allein ich fand kein Gehör. Der Herr Graf will allein sein mit seinen Gedanken und verabschiedete mich mit dem Befehl, an seiner Stelle einen Spaziergang zu unternehmen. Ich soll ihm Bericht bringen von der kleinen frohen Gesellschaft, die durch der Comtesse Melanie Geburtstagsfeier heute hier vereint ist."

„Mein Vater ist sehr gütig," entgegnete der Graf Rudolph. „Ueberzeugen Sie sich selber, lieber Eldon, und berichten Sie. Der Jugend werden Sie ein willkommener Gast sein."

„Kaum — fürchte ich, gnädigster Herr. Die Comtesse Melanie, ein Engel gegen Jedermann, scheint mich allein von der Liebenswürdigkeit ihres Herzens ausgeschlossen zu haben."

„Kinderlaunen," meinte Graf Rudolph. „Gehen Sie nur und schließen sich der kleinen Schaar an; die Jugend ist der Jugend stets willkommen."

Er grüßte freundlich und nahm den Arm seiner Gattin, um den Spaziergang fortzusetzen, während der Secretair sich mit tiefer Verbeugung verabschiedete. Dann schritt er dem Rasenplatz zu, der noch immer vom muntern Spiel der jungen Mädchen belebt war.

„Was mag Melanie gegen Eldon haben?" fragte Rudolph im Weiterschreiten. „Er hat nicht Unrecht; das Kind bezeugt eine sonderbare Abneigung gegen den jungen Mann. Du solltest mit ihr sprechen, Margaretha; sie tritt jetzt in die Jahre, wo man ein solches Benehmen den Launen eines nur zu verwöhnten Kindes nicht mehr zuschreibt."

„Sei nicht böse, Rudolph," entgegnete die Gräfin. „Es wird mir schwer, unsere Tochter aus diesem Grunde zu tadeln, sie, die mild und freundlich gegen Jeden bis herab zum Bettler ist. Diese Abneigung gegen Eldon — ich selber theile sie mit ihr. Jedes Mal, wenn sein kaltes, glattes, unbewegtes Antlitz mir gegenüber tritt, ist mir's, als müsse ich mich vor ihm hüten, als würde uns dieser Mensch noch ein Mal Gefahr und Verderben bringen."

„Frauengrillen!" sagte der Graf fast unwillig. „Er hat das nicht um meinen Vater verdient, den er fast mit der Sorgfalt eines Sohnes umgibt."

„Und dem er dafür den eigenen Sohn entfremdet! Verzeihe mir, Rudolph — aber ich kann's nicht unterdrücken."

„Du siehst zu schwarz, Liebe. Worauf sollte Eldon zielen? Auf eine gute Erbschaft? Möglich, daß Egoismus seine Handlungen lenkt. Es gibt Momente, wo ich selber mich dieses Glaubens nicht erwehren kann. Aber dann hat er sein Erbe redlich erkauft, denn er widmet seine Jugend einem alten Manne mit voller Hingebung. Und im Uebrigen? Beweist uns der

Vater nicht stets große Zärtlichkeit? Hat er nicht allem Besitz entsagt und mir die Herrschaft abgetreten, um sich an meinem Glück zu erfreuen?"

„Warum aber meidet er selber das Glück unseres Hauses, das wir so gern mit ihm theilten? Warum zieht er die Gegenwart eines Fremden der unserigen, ja selbst der seiner Enkelin vor?"

„Dein gutes Herz, liebe Margaretha, die Besorgniß, unser Vater möge mit der Wahl meiner Gattin nicht zufrieden sein und meide deshalb unsern Kreis, läßt dich die Frage wiederholen, die mir keine fremde mehr ist. Allein ich gebe dir mein Wort, Graf Maximilian verehrt dich als musterhafteste der Frauen. Was ihn die Einsamkeit suchen läßt, was ihn düster macht und menschenscheu, ja, was ihn uns meiden läßt, um nicht durch unsern Anblick an eines Andern Dasein gemahnt zu werden, es ist die Erinnerung an meinen armen verlorenen Bruder Edmund. Du weißt, daß ich noch immer nach ihm forsche und als hohes Glück vom Himmel erflehe, ihn einst wieder zu begrüßen."

„Wünsche nicht, was du bereuen möchtest," fiel ihm die Gräfin in's Wort. „Wenn du nun den Zwillingsbruder als Entehrten wiederfändest, wenn Schande ihn belastete und er sich des Namens unwürdig gemacht hätte, dessen Reinheit und Ehre aufrecht zu erhalten dein höchstes Streben war? Als einen Leichtsinnigen hörte ich stets Edmund erwähnen, der frühzeitig seines Vaters Haar gebleicht, der, nachdem er

in wildem Rausch gelebt, in die weite Welt davon gegangen und verschollen sei jenseits des Oceans."

„Du hast Recht; wir hatten wenig Gutes von ihm. Auch ich hatte nie, von Kindheit an, seiner brüderlichen Liebe mich zu erfreuen. Dennoch möchte ich ihn wiedersehen. Auf Seltenau, dem Gute, das stets auf den zweiten Sohn des Hauses sich vererbt und das ich als getreuer Verwalter für ihn hüte, könnte er sich niederlassen und einen Hafen finden nach den Stürmen des Lebens."

Gerührt umarmte ihn seine Gattin. „Du bist gut wie immer, lieber Rudolph. Möge der Himmel deine Wünsche erfüllen und uns den Bruder als einen Gebesserten zurückführen! Mit offenen Armen würde ich ihn empfangen und ihm die ganze Liebe einer Schwester entgegen tragen. Doch nun kehre zu den jungen Leuten zurück; ich will in's Haus und nach der Abendtafel sehen."

Sie drückte ihrem Gatten die Hand und entfernte sich, während Graf Rudolph sich umwandte und langsam dem Rasenplatz zuschritt. Seine Miene war ernst und gedankenvoll.

„Edmund," sagte er leise vor sich hin, „wüßtest du, was ich schon um dich gelitten habe! Dem Abwesenden eilt das Herz des Vaters zu, das ob seines Leichtsinnes bricht, aber ihm nicht zu fluchen vermag. Dein Name ist's, den des Greises Lippen murmeln mit unsagbarem Weh, wenn ich mich Nachts in seine Kammer schleiche, um einen Kuß auf seine Stirne zu

drücken. Ist er auch gegen mich immer mild und gütig, — es ist doch immer, als ob mein Anblick ihn an ein Unrecht mahne und seinen Sinn verdüstere. Du aber weißt es ja, Allwissender: mein Gewissen ist rein! Nie habe ich das Recht des Erstgeborenen mißbraucht, nie Saat des Unfriedens gesäet zwischen Edmund und unserm Vater. Gern hätte ich ja getheilt, hätten nicht die geheiligten Familienbestimmungen unseres Hauses mir als Aelterm den Alleinbesitz zugesprochen. Und wäre es des Schicksals Wille gewesen, mich als Jüngern das Licht der Welt erblicken zu lassen, ohne Neid hätte ich auf das größere irdische Glück des Bruders geschaut. Du aber, Herr des Himmels, wolltest es anders; du gabst meinem Hause alles, was Menschensinn zu begehren vermag: Reichthum und Familienglück. Gib ihm auch den Frieden, verscheuche die düstern Wolken, die meines Vaters Stirne . . ."

Ein lauter Aufschrei ließ ihn in seinem Selbstgespräch inne halten; er erkannte die Stimme seiner Tochter und eilte bestürzt hinzu. Nun lag der Rasen vor ihm, und sein Auge fiel auf Melanie, die bleich in der Mitte des Weges stand, von ihren lachenden Gespielinnen umringt, seitwärts aber Eldon, nicht minder bleich, aber ruhig und kalt, wie immer, und das Auge bescheiden gesenkt.

„Melanie! Was ist geschehen?"

Das junge Mädchen versuchte zu lächeln. „Nichts, lieber Vater, gewiß . . . nichts. Bei dem Wurf eines

Reifens glitt ich aus und wäre gefallen, hätte Herr Eldon mich nicht aufgefangen."

„Ich habe noch um Verzeihung zu bitten," nahm der Secretair das Wort, „daß ich mir die Dreistigkeit nahm; allein die Regung des Herzens spottet jedes ceremoniellen Bedenkens."

„Herr Eldon handelte als galanter Cavalier," fiel eines der jungen Mädchen ein. „Melanie hat ihm zu danken; ohne seine Hülfe hätte sie unsanft der Mutter Erde einen Kuß aufgedrückt."

Schüchtern näherte sich Melanie dem jungen Manne. „Ich danke Ihnen, Herr Eldon," sagte sie kaum vernehmbar.

Steif verbeugte sich der Secretair, er erhob nicht einmal den Blick zu ihrem Antlitz.

„Ich glaube, die Mutter wartet," sagte Graf Rudolph, um der peinlichen Scene ein Ende zu machen. „Wollen wir nicht in's Schloß zurückkehren? . . . Sie sind an der Abendtafel natürlich unser Gast," fügte er gegen Eldon gewendet hinzu.

Abermals verbeugte sich der Secretair: „Mit innigem Bedauern muß ich ablehnen; der Herr Graf erwartet mich. Vergönnen Sie mir noch einen kurzen Spaziergang, und ich kehre zu ihm zurück."

„Wie Sie wollen," entgegnete der Graf verbindlich; denn er fühlte, wie Melanie seinen Arm drückte, zum Zeichen, nicht weiter in Eldon zu dringen.

Der junge Mann verabschiedete sich von den Damen und schlug den Weg zum Park ein, während

Graf Rudolph mit Melanie den jungen Mädchen folgte, die im Wettlauf die zum Schlosse führende Allee hinunter eilten.

„Ich möchte dir heute ungern Vorwürfe machen, Melanie,“ sagte der Graf ernst, „und doch kann ich es nicht unterlassen. Dein Benehmen gegen Eldon muß sich ändern. Ein junges Mädchen muß gegen einen Mann, der nie die Grenzen der Ehrfurcht überschreitet, der mehr ein Freund als ein Diener unseres Hauses ist, eben so entfernt von aufmunternder Freundlichkeit wie von lächerlicher Sprödigkeit und Selbstüberhebung sein, — und letzteres zeigst du.“

Eng an den Vater schmiegte sich das junge Mädchen. „Zürne mir nicht, lieber Vater,“ bat sie; „ich weiß, ich bin recht kindisch. Und doch, ich kann dir, kann der theuern Mutter kein Gefühl meines Innern verschweigen. Als ich ausglitt und zu fallen drohte, sprang Eldon hinzu und erfaßte mich; unwillkürlich begegnete mein Blick dem seinen. Da war's mir, als senke sich sein Auge so drohend, so stechend, so unheilverkündend in meine Seele, daß ich erbebte und unwillkürlich mir die Angst einen Schrei erpreßte. Ich weiß wohl, ich thue ihm Unrecht; ein Wahn ist es, nichts weiter. Doch, so sehr ich mich bemühe, ich kann mich nicht davon befreien.“

Zum ersten Male berührte den Grafen selber dieser Widerwille, den Melanie mit der Mutter theilte, tiefer als gewöhnlich. Er fragte sich, ob er einen Wink des Schicksals darin erkennen müsse? Dann

aber gedachte er seines Vaters und dessen Vorliebe für Eldon; er gedachte des nimmer rastenden Eifers des Secretairs und schalt sich selber, daß er Treue mit Undank lohne. Von seiner Stirne scheuchte er die Wolken und in gewohnter Heiterkeit mischte er sich unter Melanie's Gespielinnen, die ihn eben umringten und ihn als ihren Gefangenen mit neckischer Gewalt in's Schloß zogen.

2.

George Eldon hatte die Richtung zum Park eingeschlagen, den eine hohe Mauer von der Landstraße trennte. Ein Zug des Hasses grub eine tiefe Furche um seinen Mund, und in wildem Feuer blitzten seine Augen. „Sie soll es büßen!“ murmelte er vor sich hin. „Was sie mir that, ist eine Beleidigung, die ich nimmer vergessen werde. Sie schrie auf, als mein Blick dem ihren begegnete: ob sie darin alle meine Pläne, meine Hoffnungsträume las? Und ist es denn mehr als ein Traum, was ich wünsche und erstrebe? Wer sagt mir, ob hier auch ein Familiengeheimniß vorhanden? Und brächte mich wirklich der Zufall oder meine Schlauheit in seinen Besitz, würde es mächtig genug sein, mich zum Herrn über den Grafen Rudolph zu machen? An eines Greises schwachem Lebenshauch hängt meine Zukunft; jeder Augenblick kann ihn ausblasen. Ist das Grab ge-

schlossen über des Grafen Maximilian's Leiche, heißt man George Eldon den Wanderstab weiter tragen. Nur zu wohl ist's mir bewußt, wie wenig sympathisch ich der jüngern Generation des gräflich Werther'schen Hauses bin."

In seine Gedanken vertieft, hatte er nicht bemerkt, daß in einiger Entfernung eine männliche Gestalt durch eine Pforte von der Landstraße aus in den Park getreten war. Der Fremde mochte mit dem Secretair in ziemlich gleichem Alter stehen; er war sorgfältig, aber zu bunt gekleidet, um auf Geschmack Anspruch machen zu dürfen. Sein ganzes Wesen verrieth eine unnatürliche Bewegungslosigkeit; sein gelbliches hageres Gesicht mit den unruhig rollenden dunkeln Augen, der stets wechselnde Ausdruck seiner Züge waren wenig geeignet, für ihn einzunehmen.

„Verzeihung, mein Herr!" rief er dem sinnend Dahinschreitenden entgegen, „ich bin hier fremd. Wo finde ich den nächsten Weg zum Schlosse?"

Bei dem Klang der Stimme des Kommenden stutzte George Eldon und blickte empor. In demselben Augenblicke nahm sein Antlitz den Ausdruck freudiger Ueberraschung an.

„Was sehe ich?" rief er. „Bist du es wirklich? Richard Nota, mein alter Schulfreund?"

„Ich bin es selber," rief der Fremde, mit ausgestreckten Armen auf den jungen Mann zueilend. „Dir gilt ja mein Besuch. Im nächsten Städtchen, wo wir vor einigen Stunden eintrafen, erfuhr ich, daß du auf

diesem Gute als Privatsecretair des alten Grafen Werther lebtest. Natürlich hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als dich aufzusuchen, obgleich die Minuten meines Aufenthalts hier gezählt sind."

„Willst du mir nicht in's Schloß folgen?" drängte Eldon. „Du mußt dich erfrischen und mir berichten, was du erlebt in der Zeit unserer Trennung."

„Laß uns auf dieser Bank Platz nehmen," erwiderte Nota, auf einen hölzernen Ruhesitz deutend. „Mein Wagen erwartet mich im nächsten Dorfe, und der Stärkung bedarf ich nicht. Bin glücklich, daß mir der Weg bis zum Schloß erspart wird."

Dem Secretair voranschreitend, ließ er sich nieder; an seiner Seite nahm George Eldon Platz.

Laß mich zuerst deine Neugier stillen und von mir berichten," nahm der Fremde das Wort. „Acht Jahre sind es, daß wir, einst treue Freunde und Gefährten, uns trennten, um, Beide elternlos, ohne Vermögen, unser Heil in der Welt zu versuchen. Meine Laufbahn war wechselreich; als Meteor tauchte ich auf bald hier, bald dort, heute strahlend in goldigem Glanze des Reichthums, morgen in Nacht versinkend und in bitterster Armuth. Ich war Fremdenführer, Sprachlehrer, Croupier, Schriftsteller, Schauspieler und führte noch andere ephemere Existenzen. Aber vor einem Jahre ließ mich das Glück die Bekanntschaft des Directors der Fürstlich Haldringen'schen Hofbühne machen, der in mir ein brauchbares Subject erkannte und mich in seinem Bureau anstellte. Hier war ich an meinem Platze:

ich fügte mich in jede Laune des Tyrannen der Bühnenwelt, ich lobte seine Schützlinge, schrieb geharnischte Artikel gegen seine Widersacher, war Morgens Billeteur und Abends Claqueur, bis es mir gelang, sein völliges Vertrauen zu erwerben. Jetzt habe ich mich zu seinem Factotum, seinem zweiten Ich emporgeschwungen: er unternimmt, er beschließt nichts ohne mich. Augenblicklich sind wir auf einer größern Reise begriffen, um in unserer tenorarmen Zeit eine neue Gesangesgröße zu entdecken. Wir pilgern von Ort zu Ort; keine Stadt ist uns zu groß, kein Dorf zu klein. Wir belauschen den Edelmann in seinem Schlosse und den Knecht im Stalle — aber unsere Mühe blieb bis jetzt erfolglos. So gelangten wir suchend, ohne zu finden, in das nächste Städtchen, wo wir einige Stunden ausruhen wollten. Im Wirthshause ward dein Name genannt; ich erkundigte mich und hörte, daß du in der Nähe wohntest. Da konnte ich nicht widerstehen, den alten Gefährten zu begrüßen und zu fragen, ob er zufrieden damit sei, daß die Wellen des Lebens ihn an dieses Friedensufer geschleudert."

„Ein Friedensufer scheint dir dieser Aufenthalt für mich?" fragte Eldon. „Nun wohl, äußerlich ist er es; ich habe ja alles, was ich zum Unterhalt brauche, meine Stellung ist eine bevorzugte. Aber höhere Wünsche sind in meiner Brust. Da toben und schäumen die Wogen, wie ein brandendes Meer. Ehrsucht heißt das Triebrad, das allein meine Seele, mein ganzes Sein in Bewegung setzt. Da ich nicht die geistigen

Fähigkeiten besitze, mich empor zu schwingen über andere Menschenhäupter, da Armuth mir gebietet, demuthsvoll zu sein, ist es der Neid über die Vorzüge vom Glück Begünstigter, der an meiner Seele frißt wie ein giftiger Wurm. Warum, frage ich mich, versagte mir das Schicksal, diesen Reichthum mein zu nennen, dessen Abglanz mich überall umgibt? Warum muß ich dienen, wo ich herrschen möchte, warum für Gebotenes bescheiden danken, statt als Eigenthum damit nach meinem Belieben zu schalten? Aber" — sein Auge flammte — „gedulde dich, Richard, ich werde es erreichen! Wie du, komme auch ich näher und näher meinem gehofften Ziele, und dieses Ziel heißt: die Hand der Tochter und einzigen Erbin des gräflichen Geschlechtes von Werther, der Comtesse Melanie."

Richard Nota schnellte empor. „Fürwahr, das nenne ich kühn!" rief er. „Doch ein solcher Fall, wie du ihn dir erträumst, wäre nicht der erste seiner Art. Du bist jung, gewandt, ansehnlich und wohl geeignet, die Aufmerksamkeit eines jungen Mädchens zu erregen, selbst wenn dieses sich eines Grafen Tochter nennt."

„Du irrst, Freund! Comtesse Melanie hegt nichts weniger als Neigung zu mir; mein Anblick ist ihr zuwider. Es ist, als ahne sie meine Absichten. Auch Graf Rudolph und die Gräfin, ihre Mutter, sind mir wenig hold. Der Einzige, dem ich werth bin, dem ich mich unersetzbar zu machen wußte, ist der alte Graf Maximilian. Auf seiner Gunst ruht das Fundament meines kühnen Baues."

„Sieh' dich vor, daß dieser Bau nicht zusammenstürzend dich unter seinem Schutt begrabe," unterbrach ihn Richard warnend. „Ein solches Gebäude, wenn es nicht die Liebe zum Grundstein hat, steht auf schwachen Füßen."

„Nicht durch die Liebe hoffe ich an dieser Stelle zu herrschen, sondern durch die Furcht. Höre mich an, Richard," und Eldon's Stimme sank zum leisesten Flüstern. „Es schwebt ein Geheimniß, ein schweres Geheimniß über dem gräflich Werther'schen Hause, das ich erkunden muß, — ein Geheimniß, das allein die Brust des alten Grafen Maximilian birgt und das selbst seinem Sohne verborgen ist. Ich aber muß es erfahren; denn es ist so schwer, daß es den Greis zu gewissen Zeiten fast zum Wahnsinn bringt."

„Und du hast keine Ahnung?" forschte Nota.

„Ich vermuthe, es hängt mit dem jüngern Sohne des Hauses zusammen. Graf Edmund war ein leichtsinniger Patron, der seinem Vater manches Leid bereitete, bis er auf und davon ging und in America verschollen ist. Allein der Gram um ihn kann es nicht sein, was des Alten Geist verdüstert. Graf Rudolph und dessen Gattin und Tochter ersetzen ihm den Verlorenen hinreichend. Mir ist aber, als ob man dem Verschwundenen ein schweres Unrecht angethan. In den Stunden, da der böse Geist über den Grafen Maximilian kommt, bejammert er das Loos des Fernen und nennt ihn einen Betrogenen, sich selber einen feigen, elenden Betrüger. Sind dann aber seine Gedanken wieder licht,

so haftet keine Erinnerung des Gesagten mehr in ihm; er preist sich glücklich, daß der sanfte, gutherzige Rudolph statt des wüsten Edmund sich Majoratserbe auf Werther nenne, und wünscht die Stunde zu erleben, wo er in Melanie's Gatten einen würdigen Nachfolger erblicken könne. In der Werther'schen Familie vererbt sich nämlich das Majorat auch in weiblicher Descendenz."

„Und aus unbestimmten Aeußerungen eines kindisch gewordenen Greises spinnst du das Gewebe deiner Zukunft?" fragte Richard. „Du vergräbst dich hier in diesem Winkel, leistest einem grämlichen Alten Gesellschaft, der noch zehn Jahre aushält? Mein Freund, ich weiß ein besseres Leben für dich. Komm mit mir; an unserm Theater wird sich für deine Fähigkeiten schon irgend ein Plätzchen finden lassen und . . ."

Das Erscheinen eines Dieners in der Werther'schen Livrée unterbrach das Zwiegespräch der Freunde, noch ehe der Secretair auf den ihm gemachten Vorschlag zu erwidern vermochte.

„Ich suchte Sie, Herr Eldon," rief er dem jungen Manne entgegen. „Der alte Herr Graf verlangt dringend nach Ihnen. Man benachrichtigte mich, daß Sie den Weg zum Park eingeschlagen, und ich beeilte mich, Sie zu suchen."

Georg Eldon erhob sich. „Ich folge Ihnen sofort," beschied er den Diener, der sich mit erzwungener Höflichkeit verbeugte und langsam vorausschritt.

Dann sich zu Nota wendend, fuhr er leise fort: „Vielleicht, während wir hier plauderten, hat das Schicksal mich schon einen großen Schritt vorwärts geführt. Mir ahnt, es bedeute nichts Gewöhnliches, daß der Graf mich zu sich rufen läßt. Lebe wohl, mein Freund, und sei gewiß, ich denke deiner. Werde ich reich, ist mein Haus wie meine Börse dein; vereitelt sich meine Hoffnung für die Zukunft, sollst du meine Stütze, meine Zuflucht sein."

Die beiden Freunde drückten sich die Hand, und während Richard Nota sich aus dem Park entfernte und den Weg zum nahen Dorfe einschlug, folgte George Eldon dem voranschreitenden Diener zu dem Flügel des Schlosses, den Graf Maximilian von Werther bewohnte.

3.

Ein ungewisses Halbdunkel herrschte auf dem Corridor, trotzdem die Sonne noch einmal in ihrer ganzen Pracht vom Himmel hernieder strahlte, ehe sie in ihrem goldumsäumten Wolkenschleier sich verbarg. Der Graf liebte die Helligkeit nicht, die zu stark mit der düstern Stimmung seiner Seele contrastirte. Weiche Teppiche bedeckten den Boden, um jeden Schritt unhörbar zu machen. Doppelt lagen sie über die Dielen gebreitet, je näher man den Zimmern des alten Herrn kam, die schon lange kein fremder Fuß mehr betreten hatte.

An eine der hohen, eichenen Thüren pochte Eldon. Waldmann, der alte Kammerdiener des Grafen, öffnete. Auch ihm schien der Secretair keine angenehme Persönlichkeit zu sein, auch seine Höflichkeit dem jungen Manne gegenüber war nicht frei von Zwang.

Nachdem Eldon ein Vorzimmer mit goldgepreßten Ledertapeten durchschritten, hob er die schwere Portière von braunem Sammet, die zu dem gräflichen Gemach führte, und trat über die Schwelle.

Der gewöhnliche Aufenthalt des Grafen Maximilian war ein mittelgroßer Raum mit getäfelter Decke. Die Wände, unten ebenfalls mit einer Holztäfelung versehen, waren mit einem dunkeln Seidenstoff decorirt. Ein hoher, kunstvoll gearbeiteter Schrank, sichtlich ein Erbstück aus alter Ahnenzeit, füllte fast die Breite einer Wand. Ein künstliches Halbdunkel, der Ausdruck einer düstern, melancholischen Stimmung herrschte überall, wohin das Auge schweifte; dunkel war die Farbe der doppelten Vorhänge, die dem zu starken Eindringen des Lichtes durch die hohen Bogenfenster wehrten, dunkel die Lederbezüge der alterthümlichen, hochlehnigen Sessel, dunkel die Teppiche am Boden. Keine lichte Statue, keine Blume zierte den Aufsatz des Kamins von schwarzem Marmor. Der Strauß ausgewählter Blumen, den Melanie selber ihrem Großvater täglich wand und überreichte, wanderte bald in ein anderes Zimmer.

Auch die Malerei fand nur eine karge Stätte im Gemach des Grafen Maximilian. Ein wunderbar schön gemaltes Christusbild hing seinem Schreibtisch gegen-

über, und unter demselben, so daß sein Blick es jederzeit erreichen konnte, das Portrait eines jungen Mannes von etwa zwanzig Jahren mit dunkelm, gebräuntem Antlitz und blitzenden Augen. Freilich sprach nicht die Herzensgüte des Grafen Rudolph aus diesen Zügen; ein wilder, unstäter Geist leuchtete aus dem Augenpaar, ein scharfer, finsterer Zug bildete eine tiefe Linie zwischen den schwarzen Brauen. Dennoch vermochte man das Bild nicht ohne Interesse anzuschauen, zumal wenn man sich erinnerte, daß das Original des Portraits der verschollene Sohn des Grafen Maximilian, Graf Edmund Werther sei, der Zwillingssohn und jüngere Sprosse des Hauses.

Das Sonnenlicht warf seinen ungewissen Schein auf die im hohen Lehnstuhl ruhende Mannesgestalt, die in einen talarartigen Hausrock von schwarzem Sammet gehüllt war. Spärliches weißes Haar, das unter einem Sammetkäppchen hervorsah, bedeckte das Haupt mit der hohen Stirne und den eingefallenen Zügen, in denen schon der Tod sein Memento geschrieben zu haben schien, und mit den glanzlosen Augen, die zuweilen flackernd und wie Hülfe suchend umher blickten.

„Gnädigster Herr," sagte der Secretair mit leiser Stimme, denn die Nerven des Edelmannes konnten das laute Reden nicht ertragen, „ich bin es, Eldon."

Der Kranke machte eine Bewegung mit der Hand. „Ich danke Ihnen, daß Sie kommen, George," sagte er flüsternd. „Sie sind prompt und gut wie immer. Sie opfern mir Ihre Jugend; aber sorgen Sie nicht:

bald sind Sie der Last überhoben. Während Sie mich verlassen hatten, trat der Tod einen Schritt näher an mich heran."

Wie tief erschüttert beugte sich der Secretair und drückte, als ob seine Gefühle ihn zu überwältigen drohten, einen Kuß auf des Grafen welke, abgezehrte Hand. „Nicht diese Worte, mein gütiger, gnädigster Herr," sagte er. „Sie zerreißen mein Herz. Noch lange werden Sie leben zum Wohl Ihrer Kinder, und noch lange möge es mir vergönnt sein . . ."

Ein Wink des Grafen unterbrach ihn. „Nicht weiter, George. Der Tod ist mir eine Wohlthat, eine Erlösung von bitterer Qual. Am Ziele des Lebens, am Richterthron des ewigen Gottes, der unsere Sünden und unser Irren wägt mit der Wage des Erbarmens, wird mir der furchtbare Zweifel klar, der meine Seele peinigte, — klar, ob ich Gnade gefunden oder verzweifeln muß ob meines irdischen Thuns."

Er strich sich mit der Hand über die Stirne, als wolle er düstere Gedanken verscheuchen. Der Secretair schien mit verhaltenem Athem jedem Worte des greisen Edelmannes zu lauschen.

„Ich habe Sie rufen lassen, George, um endlich, endlich eine große Angelegenheit zwischen uns zu ordnen, die seit lange meinen Geist beschäftigt. Ein Traum, der mich in Ihrer Abwesenheit heimsuchte, veranlaßt mich dazu. . . . Ich sah Edmund, meinen Sohn, . . . meinen jüngern Sohn," fügte er verbessernd hinzu. „Er war heimgekehrt in seiner Väter Haus

und winkte mir, zu folgen. Ich schließe daraus, daß er mir vorangegangen und daß das Ziel meiner eigenen Laufbahn nahe ist. Ich will deshalb mit aller irdischen Sorge abschließen. Sie, George, besitzen mein ganzes Vertrauen. Schwören Sie mir, Gehorsam zu leisten in dem, was ich jetzt von Ihnen fordere."

Eldon erhob die Hand. „Ich schwöre," sagte er mit gepreßtem Ton.

Des Greises ohnedies schwache Stimme sank zum Flüstern: „Sie sehen dort jenen Schrank, das älteste Erbstück unseres Hauses," sagte er. „Wenn Sie ihn öffnen, blickt ihnen links der Kopf eines Hundes, kunstvoll aus Erz ciselirt, entgegen. Mehr als ein Mal haben Sie die Arbeit bewundert."

Der Secretair neigte das Haupt, die Spannung schien ihm die Sprache geraubt zu haben.

„Drücken Sie mit dem Finger auf das rechte Auge des Kopfes, so springt eine kleine geheime Thür auf, die nur ein Schlüssel auf Erden zu öffnen vermag. Diesen Schlüssel lege ich in Ihre, in des Freundes Hand. Sobald man mich in den Sarg zur ewigen Ruhe gebettet, machen Sie von ihm Gebrauch. Die Schublade, die er Ihnen eröffnet, birgt ein vergilbtes Document, mit den Siegeln meines Hauses versehen. Das mögen Sie mir, von keinem Auge gesehen, mit in das bretterne Haus geben, das meinen irdischen Leib umschließt.... Wehe Ihnen, junger Mann, wollten Sie von ihm einen unehrenhaften Gebrauch machen! Wehe Ihnen, wollten Sie von dem Vorhandensein

dieses Papieres meinen Sohn benachrichtigen! Er soll nicht wissen, daß sein Vater ein Geheimniß vor ihm hatte; es könnte seine Ruhe, seinen ewig heitern Sinn trüben und düstere Zweifel in seine Seele werfen. Wollen Sie mir geloben, diesen meinen letzten Willen zu erfüllen, sobald mein Auge sich geschlossen?"

„Ich will es, so wahr mir Gott gnädig sei."

Der Greis drückte die Hand seines Vertrauten. Dann zog er einen kleinen, seltsam geformten Schlüssel hervor. „Nehmen Sie," sagte er; „es ist das höchste Zeichen meines Vertrauens, George. Bedenken Sie: Wohl und Wehe einer Familie hängt davon ab, daß dieses Document mit mir verschwindet."

Mit zitternder Hand empfing George Eldon die verhängnißvolle Gabe. Seine Augen funkelten, kürzer ging sein Athem. Er war fast überwältigt vor Aufregung und Spannung. Was er im Park zu seinem Freunde gesprochen, schien in Erfüllung zu gehen er hatte einen großen Schritt vorwärts gethan auf der Bahn, die ihn zum ersehnten Ziele führen sollte.

„Ich werde halten, was ich gelobte," sagte er mit erzwungener Ruhe. „Aber noch weit, weit entfernt möge die Stunde sein, wo dieser Schlüssel seinen Dienst thun soll. . . . Vielleicht," fügte er mit erheuchelter Traurigkeit hinzu, „zwingen mich auch die Umstände, ihn unbenutzt in meines gnädigsten Herrn Obhut zurückzugeben und diesem Schlosse, das mir ein zweites Vaterhaus geworden ist, den Rücken zu kehren."

Der Edelmann fuhr empor. „So lange ich lebe, nie! Sie haben es mir versprochen, George.“

Eldon zuckte mit den Achseln. „Die Gräfin ist mir wenig hold, und Comtesse Melanie gibt sich nicht ein Mal die Mühe, ihre Abneigung gegen mich zu verbergen. Und doch, Gott ist mein Zeuge, mein Betragen gegen Beide, meine Anhänglichkeit, die ich für das Haus Werther im Herzen trage....“

„George Eldon ist mein Secretair, mein Freund,“ unterbrach ihn Graf Maximilian. „Was kümmern ihn Andere?... Nach meinem Tode mögen Sie das Schloß verlassen; mein Testament verleiht Ihnen die Mittel, sich nach Belieben Ihren weitern Aufenthalt zu wählen... Doch nun,“ fügte er hinzu, erschöpft in den Stuhl zurücksinkend, „nun möchte ich ruhen; das Reden greift mich an.“ Er machte ein freundlich entlassendes Zeichen.

Leise zog sich der Secretair zurück, die Hand auf jene Stelle gepreßt, wo er den Schlüssel unter seiner Weste geborgen wußte, als wolle er ihn hüten wie ein Kleinod, wie ein Talisman seines Glücks.

„Schwachköpfiger Greis,“ dachte er, während er sich in die Bibliothek zurückzog, des neuen Rufes seines Gebieters gewärtig, „meinst du, George Eldon werde warten, sich des Geheimnisses zu versichern, bis der Tod dein Auge gebrochen? Zehn Mal bis dahin könntest du es vernichten oder mir unzugänglich machen, indem du den Schlüssel von mir zurückfordertest. Noch heute Nacht sei's gethan! Während dich auf deinem Lager der Schlaf umfängt, lüftet George Eldon den

Schleier des Geheimnisses, das mit nächtlichem Schatten deine Seele umhüllt. Er wird sich zum Herrn machen über Haus Werther und seine Bewohner."

4.

Morgenfrieden lag über Dorf Roseneck. Im Sonnenschein glänzten die Wiesen mit ihrem bunten Blumenteppich; wohlgenährtes Vieh hatte sich behaglich wiederkäuend darauf gelagert; der Hirtenknabe hatte sogar das zerlesene Buch, aus dem der Lehrer des Dorfes ihm eine Lection zum Auswendiglernen aufgegeben hatte, fallen lassen. Er lag im süßen Halbschlummer auf dem Rasen ausgestreckt, während sein treuer Hund neben ihm mit blinzelnden Augen zu seinem Herrn aufschaute, als ob es ihm gelüste, seinem Beispiel zu folgen. So athmete alles Frieden; kein Ton des Menschentreibens durchklang die stille, warme Luft. Nur das Summen der Käfer, das Zwitschern eines Vogels, der unter'm blauen Himmelsdache stri'ch, und aus der Ferne das Klingen eines Klosterglöckleins, das waren die einzigen Laute, welche Ohr und Seele berührten. Die meisten der Bewohner Roseneck's waren zur Arbeit in die in einiger Entfernung liegenden Kornfelder gezogen, die Kinder in der Schule und die Frauen in den Häusern mit den Vorbereitungen zum schlichten mittäglichen Mahl beschäftigt.

Mochte der Frieden, der ringsum die Natur durchzog wie ein sanfter Hauch des Himmels, auch im Herzen jenes Wanderers wohnen, der eben auf einem der Wege dahinschritt, die von der Höhe zum Dorfe herniederführten?

Der Mann in seiner dunkelgrauen Kleidung, ein Ledertäschchen über den Arm geschlungen, stand etwa im vierzigsten Jahre. Noch kein Silberfädchen hatte das Schwarz der Haare und des Bartes durchzogen; er war von hochgewachsener Gestalt mit gebräuntem Antlitz, das, trotzdem die Stürme des Lebens und vielleicht auch der Sinne Regungen ihre Spuren darin zurückgelassen hatten, sofort Interesse erweckte. Das dunkele Auge blickte feuerig, wie das eines Jünglings; ja, sein Strahl hatte etwas Loderndes, das von Heftigkeit und Leidenschaften zeugte, die im Innern fortglimmten, ungedämpft durch der Jahre lindernde Macht, wie die Gluth eines Vulcans, die ungeahnt den Aschendeckel durchbricht und aufflammt mit verderbenbringender Macht. Aber es schien, als ob die Ruhe der Gotteswelt ringsum doch auch ihre Macht auf den einsamen Fußgänger ausübe: und sinnend ließ er sein Auge umherschweifen, und milder ward der Blick, langsamer der Gang; mehr als ein Mal blieb er stehen, wie in Gedanken verloren.

„Mir ist so wunderbar zu Muthe," sagte er leise vor sich hin. „Wie ein Traum liegt meine sturmvolle Vergangenheit hinter mir; mir ist, als sei ich auf wild empörtem Meer dahingebraust mit flatternden

Segeln, und nun sei das Schiff gestrandet und der müde, ermattete Steuermann sehne sich nach einem Hafen der Ruhe. Ich glaube, ich werde alt. Und doch ist mir's wieder, als ob Jünglingsblut feuerig durch meine Adern walle. Aber ich will alt sein, will gesetzt werden, wie es sich ziemt für einen Vater, der seinen Sohn in die Arme schließen will, nach welchem er sich gesehnt, — spät zwar, vielleicht zu spät, aber mit desto heißerm Ungestüm. Arme Bertha, an dir kann ich nicht vergelten das Leid, das ich dir angethan! Allein ich will's gut machen an unserm Kinde; ich habe es dir gelobt, da ich auf dein einsames Grab den Kranz legte, und ich werde es halten."

Er setzte seinen Weg fort. Aber kaum hatte er einige Schritte vorwärts gethan, als ein junges Mädchen ihm entgegen kam, bei deren Anblick er überrascht stehen blieb. Es war eine fremdartige Erscheinung, mit leuchtenden Augen und vollen, rothen Lippen im dunkelgebräunten Antlitz, umwallt von kohlschwarzem, seidenweichem Haar in ungeordneter Fülle. Die Gestalt war schlank und biegsam.

Daß die Eltern des seltsamen Kindes nicht dem Bauernstande angehörten, sah man an ihrem Aeußern auf den ersten Blick. Sie trug zwar weder Schuhe noch Strümpfe; aber ein verschossenes Seidenkleid mit buntfarbigen Flecken besetzt, umhüllte ihren Körper, ein grobes Tuch von rother Farbe war in malerische Falten über ihre Schultern drapirt, und ein Strauß Kornblumen, die aus dem dunkeln Haar hervor-

leuchteten, vollendete den phantastischen Aufzug des Mädchens.

„Grüß Gott, Herr!" sagte sie, stehen bleibend und mit sichtlichem Wohlgefallen die kräftige, elegant gekleidete Gestalt des fremden Mannes messend.

„Grüß Gott, mein Kind!" erwiderte dieser mit wohlklingender Stimme, die einen ausländischen Accent durchschimmern ließ. „Bist du in dieser Gegend zu Hause?"

Des Mädchens Augen blitzten. „Ob ich's bin? Man sieht, daß der Herr fremd hier ist. Die Komödianten-Toni kennt Weg und Steg und jedes Haus und jedes Huhn weit und breit. Ich thue Botengänge bis nach Herzbruch hin, der nächsten Stadt. Das sind vier Meilen."

„Du nennst dich Komödianten-Toni?" erwiderte der Fremde. „Ich hielt dich selber für eine Künstlerin, vielleicht zu einer Truppe gehörend, die Vorstellungen im Dorfe gibt."

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Haben lang keine Schauspieler hier gehabt; unser Herr Pfarrer ist so streng und sieht dergleichen nicht gern," antwortete sie. „Ich habe nie Komödie gespielt; aber im Blut steckt mir's. Es zuckt in allen Fingern und steckt in allen Gliedern. Ich möchte oftmals davon laufen in die weite Welt hinein. Meine Mutter gehörte einer wandernden Truppe an, als sie mit mir hier in's Dorf zog. Ich war damals kaum zwei Jahre alt. Mein Vater war kurz vorher am Typhus ge-

storben, und ihr selbst steckte schon der Todeskeim im Körper. Krank und matt legte sie ihr Haupt im Gasthause auf das Kissen; sie erhob es nicht wieder. Eines Morgens war sie todt. Ihre erstarrte Hand ruhte auf meinem Haupte, während ich, meinen Verlust nicht ahnend, am Kopfende des Bettes saß und in kindlicher Lust die todte Mutter mit bunten Blumen schmückte." Eine Thräne zitterte in den großen dunkeln Augen des Mädchens; aber rasch hatte ihre gebräunte Hand den Tropfen der Wehmuth entfernt. Lachenden Mundes fuhr sie fort: „Draußen im Armenwinkel des Kirchhofs, da liegt sie begraben. Zwar weiß ich selber nicht die Stelle, denn man gab ihr weder Kreuz noch Stein. Aber ich bete für ihre Seele, so oft ich kann, und bestreue die Armengräber mit Rosen und Veilchen; da hat sie denn auch ihren Theil davon."

„Und wie kam es, daß du im Dorfe bliebst?" setzte der Fremde die Unterredung fort, die ihn sichtlich zu interessiren schien.

„Der Herr Pfarrer empfand Mitleid mit meiner Verlassenheit. Auf seinen Wunsch gab man mich der alten Grethe, der Botenfrau, zur Pflege. Sie waren Alle gut dem wilden, verlassenen Komödiantenkinde; aber die Unbändigkeit steckt einmal darin. Statt zu lernen, trieb ich mich in Feld und Wald umher, sang mit der Lerche um die Wette und dachte mir tausend Streiche aus. Da setzte es Strafen — aber die machten mich nur noch störriger; ich trieb den guten Herrn Pfarrer und den Lehrer zur Verzweiflung.

Dem Erstern ahmte ich nach, wie er auf der Kanzel stand, und dem Andern, wie er die Ruthe schwingend die Schuljugend bedrohte und am häuslichen Herde für seine Frau nach dem Suppentopf sehen mußte. Endlich gab man die Versuche auf, mich anders zu machen, als die Natur mich geschaffen. Nun war ich zufrieden. Die alte Grethe hatte mich in ihr Herz geschlossen und ließ mich gewähren. Sie wußte, daß ich wohl leichten Sinnes, aber nicht schlecht war. Als sie nun starb, erbte ich ihr Häuschen und wurde ihre Nachfolgerin im Botendienst.

„Und warum folgtest du nicht dem angeborenen Triebe und gingst in die weite Welt, statt an dieser Scholle zu kleben?"

„Weil" — des Mädchen Stimme stockte und ein Schimmer von Roth überflog ihre gebräunten Wangen — „weil . . . . "

„Nun, weil der Liebste hier im Dorfe weilt, — das wolltest du wohl sagen, nicht wahr?" fragte der Fremde lachend. „Meinst du denn, ein ordentlicher Bursche werde die Tochter der Komödiantin freien, die Botenläuferin?"

„Ihr seid bitter, Herr," erwiderte das Mädchen traurig. „Den ich in mein Herz geschlossen, um dessentwillen ich in Roseneck ausharre und warte, während es in jeder Ader zuckt in unnennbarer Qual, während jeder Vogel mir spottend zuruft: »Was willst du hier?« und jeder Hahn kräht: »Mach' dich fort« — er kann doch nimmer der Meine werden. Wenn er

mit mir spricht, so ist's, als scheue er sich, ein Wort mit mir zu wechseln, und nur das Mitleid oder die Laune des Uebermuths löst ihm die Zunge. Ja, wenn er sich zu der Erna wendet, da ist's ein Anderes; da leuchten seine Augen und reden des Herzens stumme Sprache, da kann er sanft thun und fromm. Was braucht er's bei der Komödianten-Toni?"

Das Mädchen wandte sich ab, ihre Thränen zu verbergen.

„Armes Kind," sagte der Fremde halb spöttisch, halb mitleidig. „Ist diese Erna denn so gefährlich?"

„Sie ist die Tochter des Schullehrers Walter, der nun todt ist. Sie ist nicht viel mehr als ich selber, aber sie hatte Lust zum Lernen. Der Herr Pfarrer hat sich viel mit ihr beschäftigt, und nun ist sie die Klügste im ganzen Dorfe. Und ob sie schön ist — ei, seht doch selber einmal: da geht sie eben, die Erna."

Der Fremde schaute hinüber; sein Auge blitzte seltsam auf, und auch über seine Wangen zog es wie ein flüchtiges Roth, als er des jungen Mädchens ansichtig ward, das unter den Linden den Dorfweg entlang schritt, ein Körbchen im Arm.

Ihr Anzug war durchaus städtisch, aber von höchster Einfachheit. Ein schlichtes, dunkelblaues Kleid umgab hochreichend ihre schlanke Gestalt; ein einfacher dunkeler Strohhut mit einem blauen Bande bedeckte das Haupt mit dem blonden Haar und dem ernsten, aber fast kindlich anmuthigen Antlitz.

Der Fremde blickte ihr nach, bis sie um eine Ecke verschwand, — dann preßte er die Hand auf's Herz. „Fürwahr," sagte er, zur Toni sich wendend, „das ist eine seltene Erscheinung für ein Dorfmädchen. Ich verdenke dir deine Eifersucht nicht. Doch nun," fügte er hinzu, seine Uhr hervorziehend, „ist es Zeit für mich, meinen Weg fortzusetzen. Wir werden uns wiedersehen, hoffe ich; denn ich gedenke einige Zeit hier zu verweilen."

„Ei, habt Ihr Bekannte im Dorfe?" fragte das Mädchen. „Sonst pflegen die Fremden eben nicht lange im Dorfe zu bleiben; es ist hier wenig zu sehen."

„Ich will einen Mann aufsuchen, der mir aus früherer Zeit bekannt ist," erwiderte der Fremde. „Einst hatte er im Dorfe Hasstede, jenseits der Grenze, seinen Aufenthalt. Aber als ich ihn dort aufsuchte, erfuhr ich, daß er schon seit Jahren seinen Wohnsitz hierher verlegt hat. Hartmann nennt er sich, und Kunstdrechsler ist er seines Zeichens."

Mit einer raschen Bewegung fuhr Toni auf. „Freilich kenne ich den Mann; er ist wohlhabend und braucht kaum mehr zu verdienen. Aber er ist ernst und strenge, selbst gegen den Friedel, seinen Neffen; ich glaube, der arme Bursche führt ein gar stilles, trauriges Dasein."

„Sein Neffe?" Der Fremde wechselte abermals die Farbe und schien Mühe zu haben, seine Gefühle

zu unterdrücken. „Dieser Neffe ... ist er ein stattlicher, ein braver Junge?“

Toni lachte laut auf. „Der Friedel! Ich glaube, einen schmuckern Burschen gab es nicht, seit die Welt steht. Und gescheidt ist er, wie nur Einer, hat gelehrte Bücher, aus denen er studirt; und eine Stimme hat er ... o Herr, wenn Sie ihn erst singen hören in der Kirche am Sonntag! Aus Nah und Fern kommen sie zu unserer Gemeinde, um den Friedel singen zu hören. Wenn er gar in der Waldeinsamkeit der Erna begegnet und ihr das Liedchen singt vom Knaben, der zur Ferne zog, wie ich es einmal belauschte .... “

„Also der Friedel hat dir's angethan?“ unterbrach der Fremde sie lachend. „Doch ich habe Eile. Leb' wohl, Toni, auf Wiedersehen.“

Er winkte dem Mädchen einen kurzen Gruß zu, der nach der Vertraulichkeit, die er ihm bewiesen hatte, fast stolz zu nennen war. Dann schritt er den Steg vollends hernieder, der zur Dorfstraße führte.

„Wie mir das Herz pocht,“ setzte er sein durch Toni's Begegnung unterbrochenes Selbstgespräch fort, „wie sich die Eindrücke häufen, seit mein Fuß den Grenzstein dieses Dorfes überschritt! Dieses Mädchen mit seiner phantastischen, fast wilden Lebendigkeit, und dann jene Holde, bei deren Anblick es so seltsam mein Herz beschlich! Wie ein Engel Gottes erschien mir jenes Kind, auf meinen Lebenspfad gesandt, ihn zu klären vom Irrthum und von der Vergangenheit Schuld. Und doch nicht bis zu ihr darf ich den

Wunsch erheben; denn ein Anderer besitzt ihr Herz. Und dieser Andere, der schön sein soll und gut, an dem ich viel, namenlos viel zu vergüten habe, es ist ja mein eigener Sohn!" Er blieb einen Augenblick stehen. „Und wenn ich nun Vergangenes vergangen sein ließe, wenn ich mich nicht zu erkennen gäbe und versuchte, jenes Mädchen zu gewinnen und es heimzuführen als meine Gattin? Auf dem Kirchhofe ruht Bertha, — ich breche keinem Weibe die Treue."

„Nein, nein!" unterbrach er sich beinahe laut. „Hinweg ihr schwarzen Gedanken! Ich habe gelobt, ein Anderer zu werden, ich will es. In meines Sohnes Glück will ich nun aufleben, will den Genüssen der Jugend entsagen um seinetwillen. Wie mein Herz nach ihm, dem nie Gesehenen, verlangt. Hin, — den Sohn an meine Brust zu drücken!"

Er eilte vorwärts, sein Auge überflog suchend die Reihe der kleinen, aber sauber gehaltenen Gebäude der Dorfstraße, die meist inmitten eines sorgfältig gepflegten Gärtchens gelegen waren.

Vor einem der letzten blieb er stehen. Die hohen Fenster des Erdgeschosses, mit weißen Vorhängen versehen, wiesen hinter den blinkenden Scheiben eine Anzahl kunstvoll gedrechselter Gegenstände. Fast überflüssig erschien bei der Bekanntheit des Meisters der Name desselben, „Franz Hartmann", der an der Thüre auf einem Täfelchen angebracht war.

Der Fremde warf einen langen Blick auf das Gebäude, ehe er eintrat. Alles athmete Sauberkeit und

bescheidenen Wohlstand. Nach kurzem Zögern legte er die Hand auf den Drücker der Eingangsthüre und trat in das Haus.

Bei dem Klingeln der Glocke kam ein hübscher rothwangiger Lehrling ihm entgegen, der bescheiden nach seinem Begehren fragte. Der Fremde verlangte den Meister Hartmann selber auf einige Augenblicke zu ungestörter Unterredung. Der Bursche bat den Herrn, ein wenig zu verziehen, und eilte davon, seinen Meister zu benachrichtigen. Gleich darauf kehrte er zurück.

„Meister Hartmann wird sogleich hier sein, er ist eben mit Gartenarbeit beschäftigt. Wollen Sie einige Minuten in diesem Zimmer auf ihn warten?" Mit diesen Worten öffnete er die Thüre, die zu dem Vorderzimmer des Erdgeschosses führte. Der Fremde trat ein; der Junge ließ ihn allein. Kaum aber hatte dieser sich entfernt, als der Ankömmling von dem Stuhl, auf dem er Platz genommen, sich erhob und mit sichtlichem Interesse seine Umgebung musterte.

Das mit einer hellgrauen Tapete bekleidete Zimmer war sehr einfach, aber dennoch nicht ohne Geschmack und Behaglichkeit ausgestattet. Die Möbel, mit schwarzem, weichem Stoff überzogen, waren nicht neu, aber bequem; ein Strauß Rosen stand in einer Krystallschale in der Mitte des mit einer braunen Decke behangenen Tisches; blendend weiß waren die Vorhänge. Sorgfältig schien jedes Stück erhalten. Keines jener grellen Bilder, die so oft, ein Hohn der Kunst, die Zimmer der Bauern und kleinern Bürger verunzieren,

war hier zu finden; einige gute Kupferstiche, der Gipsabdruck einer Antike auf einem Consol zierten die Wände. Ueber dem Sopha aber, zu beiden Seiten des Spiegels, hingen zwei Oelgemälde, von kundiger Hand angefertigt, zu denen sofort die Blicke des Fremden sich wandten. Das eine stellte ein junges Mädchen mit frischen, muntern Zügen dar, die der Lieblichkeit nicht entbehrten; ihre Hand hielt ein Glas mit Wein, das sie zu credenzen schien.

„So bot sie mir einst Willkommen, da ich als fremder, wilder Gast ihr Elternhaus betrat, um in dem Sturm, der mein Dasein durchbrauste, auch ihr junges Leben mit fort zu reißen. Arme Bertha, nun ist's zu spät! Alle Vorsätze, die ich faßte, als jenseits des Oceans das Heimweh nach meinem deutschen Vaterlande mich ergriff, durfte ich nur in den Blumenkranz flechten, den ich über deinen Leichenstein hing. Vorüber, vorüber!"

Er wandte seinen Blick auf das zweite der Bilder: ein allerliebstes Kind, ein Knabe mit blondem Haar und blauen Augen, lachte dem Beschauer entgegen. Höher pochte des Mannes Herz. „Er ist es, mir sagt's meine Ahnung, es ist mein Sohn!"

Fast sehnsüchtig breitete er die Arme gegen das Bild aus. In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und Meister Hartmann, der Eigenthümer des Hauses, betrat das Zimmer.

Ahnungslos, in der Meinung, ein fremder Herr wolle wegen einer Bestellung mit ihm Rücksprache nehmen, war er gekommen. Bei dem Anblick des im

Anschauen des Bildes versunkenen Mannes, dessen Züge der gegenüberhängende Spiegel deutlich wiedergab, stutzte er. Alte Erinnerungen schienen in seiner Seele aufzuleben. Noch ein Mal blickte er den Fremden an, als wollte er sich vergewissern, daß keine Täuschung obwalte. Dann sagte er mit einer Stimme, der man den Zwang anmerkte, ruhig zu erscheinen: „Begrüßest du die Todten, durch dich Geopferten, Edmund von Seltenau?"

Der Angeredete fuhr aus seinen Träumen empor und wandte sich heftig um: „Franz Hartmann — Ihr habt mich erkannt?"

Der Handwerker war eine mittelgroße, etwas zur Corpulenz neigende Gestalt, die aber keineswegs den Eindruck einer gemüthlichen Behäbigkeit hervorbrachte. Sein ernstes Gesicht war glatt rasirt, und kurz geschnitten sein dunkeles Haar, das von zahlreichen Silberfäden durchzogen erschien, obgleich sein Träger noch im besten Mannesalter stand.

„Das Auge des Hasses blickt scharf, Edmund von Seltenau," erwiderte Hartmann, „und ich hasse Euch. Nie hat mein Auge Euch selbst geschaut; denn damals, als Ihr meiner armen Schwester Herz berückt habt, war ich fern. Aber ich grub mir Euer Bild, das ich im Nachlaß Bertha's fand, in's Herz, ehe ich es mit einem Fluch zerschmetterte. Und wie mein Haß alterte, so alterten auch die Züge meines Feindes; da ich Euch erblickte, wußte ich, wer Ihr wart."

Fast demüthig näherte sich der stolze Mann dem Handwerker.

„Franz Hartmann,“ sagte er, „schweres Unrecht habe ich Euch angethan. Aber nicht Ihr allein seid mein Richter; droben werde ich einst Rechenschaft ablegen müssen, wenn ich Bertha gegenübertrete am Richterstuhl des Ewigen! Sie wird erbarmender sein dem Bereuenden. Ich habe es gefühlt im Rauschen der Linde, die sich erhebt über ihrem Grabe; von ihm komme ich. Mein Weib wollte ich begrüßen — und fand nur einen Leichenstein.“

Keine Miene in Meister Hartmann's strengem Antlitz hatte bei Edmund's Worten sich verändert; nur zuckte es fast wie ein Lächeln der Bitterkeit um seine Lippen. „Ihr berückt mich nicht,“ sagte er. „Oder haltet Ihr mich für so leichtgläubig wie meine arme Schwester und meine Mutter, die einst, schutzlose Frauen, Euern Täuschungen unterlagen? Bald sind es zwanzig Jahre her. Ich war damals auf der Wanderschaft. Da erhielt ich zuerst die Kunde, ein gar vornehmer Mann, welcher der schönen Natur halber in unserm Heimathsdorfe weile, habe seinen Aufenthalt im Hause der Wittwe des Drechslermeisters Hartmann genommen und bewerbe sich um die Gunst der einzigen Tochter derselben. Ich schrieb sofort nach Hause; man antwortete mir nur kurz. Bertha's Brief war ein Jubelruf der Liebe und des Glücks; meine arme Mutter schien verblendet von der Aussicht, die Schwiegermutter eines Edelmannes zu heißen. Ich warnte, so viel ich vermochte; ich beschwor die Frauen zur Vorsicht, da ich nicht selber kommen konnte, um zu prüfen. Um=

sonst, eines Tages erhielt ich die Nachricht, meine Schwester nenne sich Frau von Seltenau — und an dem Tage ging ich hinaus in den Wald und weinte bitterlich. Von jener Stunde an wurden die Briefe seltener und hörten endlich ganz auf. Ich legte das als Stolz aus; konnte ich ahnen, daß Scham der Grund sei? Und als ich nun endlich heimkehrte nach zwei Jahren, da fand ich das Elend: meine Mutter dem Grabe nahe, meine Schwester, den Tod im Herzen, eine verlassene Gattin. Kein Jahr nach der Hochzeit war verstrichen, als der Edelmann bereits ihrer müde war und heimlich sein angetrautes Weib verließ auf Nimmerwiedersehen. Bertha klagte nicht; sie wandte kein Mittel an, den Elenden verfolgen zu lassen. Allein von jener Stunde an zehrte sie ab und welkte dahin wie eine Blume, von giftigem Hauche berührt. Ich war eben zeitig gekommen, sie an einem lichten Sommermorgen auf den Kirchhof zu betten, zu dem wenige Tage früher unsere Mutter ihr voran gegangen war."

„Ihr macht mein Herz bluten, Hartmann," sagte Edmund. „Nun legt das lindernde Pflaster auf die Wunde: sprecht mir von ihm, nach dem mein Herz sich sehnt, von meinem Sohne."

Der Handwerker fuhr empor: „Euer Sohn? ... Wen meint Ihr mit Sohn?"

Vertraulich näherte Edmund sich seinem Schwager; er schien nicht zu bemerken, daß Hartmann kalt einen Schritt zurück trat.

„Hört mich an, Meister," sagte er, „ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Als jüngeren, vom Glück wenig begünstigten Sohn meines Hauses, verleitete mich mein feueriges Blut schon früh zu unbändigen Streichen. Im Hause fühlte ich mich eingeschränkt und wenig behaglich. Trug ich doch, als nicht zum Majorat berechtigt, nicht einmal den Namen meines Geschlechts, sondern, einem Familiengesetz zufolge, den eines kleinen Gutes, das von Alters her dem Zweitgeborenen zufällt: Seltenau. Mein Bruder Rudolph, so gut und milde er immer sein mochte, konnte nie meine Zuneigung gewinnen. Unsere Naturen waren eben zu verschieden. Meine Mutter, die Einzige, die mich hätte leiten können, war todt, und mein Vater konnte, wie es schien, meinen Anblick nicht ertragen. Er mied mich, so viel er es vermochte; freilich mochten ihn meine Jugendtollheiten erbittert haben. Dennoch ließ er es nicht an Zärtlichkeit fehlen, und oft genug gab er mir Beweise derselben. Aber immer unbehaglicher wurden mir des Vaterhauses enge Grenzen; mich wurmte es, überall, aus jedem Munde das Lob des Bruders vernehmen zu müssen und mich nur als verlorenen Sohn bezeichnet zu hören. Eines schönen Tages ging ich auf und davon und hinterließ den Meinen meinen Segen und einen Haufen Gläubiger, die nach Zahlung lechzten. Auf meinen Streifzügen, die ich bald hierhin, bald dorthin machte, meist unter fremdem Namen, gerieth ich in Euer Heimathsdorf. Ich sah Bertha, Euere schöne, unschuldige Schwester, und zum ersten Mal

zog der Liebe heiliges Gefühl in mein junges Herz. Um ihre Gegenliebe zu werben, ohne ihr meine Hand anzubieten, hätte ich für ehrlos gehalten. Ich entdeckte dem Pfarrer des Ortes meinen Namen — großjährig war ich eben geworden — und trat mit Bertha vor den Altar. Aber noch immer strömte siedend heiß das Blut in meinen Adern und gönnte mir nicht Rast noch Ruhe. Das ewige Einerlei der Ehe langweilte mich bald; ich versuchte die Ungeduld zu bekämpfen, es wollte nicht gelingen. Ich ließ ein Wort fallen, mich von Bertha auf einige Zeit zu entfernen; sie wollte verzweifeln: ich sah, daß ich diesen Punkt nicht wieder berühren dürfe. Da griff ich zum äußersten Entschluß: eines Morgens, als sie erwachte, war ihr Gatte weit vom Hause entfernt. Ich hatte mir vorgenommen, einige Wochen die Welt zu durchstreifen, höchstens einige Monate. Da traf ich in Hamburg einen Freund, der mit einem kleinen Capital in die neue Welt ging, als Kaufmann sein Heil zu versuchen. Er beredete mich, ihn zu begleiten, ich — ein Kind des Augenblickes — folgte seiner Lockung. Ehe ich mich darauf besonnen, daß in einem Dorfe Deutschlands ein Weib meiner harre, befand ich mich an Bord eines Schiffes."

„Elender! — meiner Schwester Herz brach unterdessen," murmelte Hartmann.

„Neue Eindrücke stürmten auf mich ein, ein neues Leben begann für mich. Mein Freund unternahm einen Holzhandel; ich kaufte ein, und bis in die Wildniß der Urwälder führte mich mein Eifer. Ha,

war das ein Dasein, stählend Körper und Geist! Heute in wildem Kampf mit tückischen Rothhäuten, morgen im gastlichen Wigwam des Häuptlings eines befreundeten Stammes, bald im Menschengewühl der Städtekönigin New-York, inmitten des Strudels des höchsten Luxus, das Geld mit vollen Händen verstreuend, und dann im einsamen vorgeschobenen Fort an den Grenzen der Civilisation. So verging Jahr auf Jahr. Heute stand das Glück mir zur Seite, um morgen mir treulos den Rücken zu kehren. Aber eben dies Erwerben und Verlieren reizte mich; ich vergaß meine europäische Heimath, vergaß alles, was mich an Deutschland fesselte. Doch endlich schlug meine Stunde. Achtzehn Jahre waren verstrichen, seit ich meinem Vaterlande Valet gesagt hatte; da gerieth ich durch eine Erkältung in Gefahr, zu erblinden. Ein geschickter Arzt behandelte mich; er fand, daß schon einmal in meiner frühesten Jugend an meinen Augen eine Operation vollzogen worden war, und eröffnete mir die Aussicht, daß ich bei ungewöhnlicher Aufregung der Nerven noch einmal, und dann für immer, in Nacht und Dunkelheit sinken könnte. Für den Augenblick heilte er mich; freilich kostete es das Opfer wochenlangen Alleinseins. Damals, als ich keinen Gefährten hatte, wie mich selber, wurde ich ein Anderer, als ich gewesen. Da kam es herangekrochen, das Ungeheuer mit bleiernen Füßen und dem weichen Spinnenkörper, das durch jede Fuge, jede Ritze sich schmiegt, bis hinein in die Menschenbrust — die Langeweile. Sie gebar Erinnerungen, welche wie

Kobolde mir durch Haupt und Hirn kreisten und mich schier zum Wahnsinn brachten. Ich wollte ihnen entgehen und ihren peinlichen Stichen, ich sehnte mich nach Gesellschaft, nach Freundschaft. Ich rief umsonst; der Freund, mit dem ich mein Heil in America versucht hatte, war kürzlich gestorben, und meine Zechgenossen kümmerten sich nicht um den Einsamen in seiner Dunkelheit. Da fühlte ich, daß ich allein stand; da fühlte ich, was es heißt, kein liebendes Weib zu besitzen, das Einen in den Tagen des Leidens mit treuer Pflege umgibt, — was es heißt, sich nicht an seiner Kinder holder Jugendblüthe erfreuen zu dürfen! .... Aber ich hatte ja ein Weib, und wer weiß, ich hatte vielleicht auch ein liebliches Kind, das nach mir die Arme ausstreckte, wie ich nach ihnen, in verzehrender Sehnsucht? Sie durften mir nicht anrechnen, was ich ihnen angethan; ich wollte ja alles nachholen, was ich an Liebe und Treue versäumt, und sie glücklich machen. Ich hatte mir keine Schätze erworben; aber ein kleines Vermögen, das ich mir gesammelt, verbunden mit den Einkünften meines Gutes Seltenau, dessen Zinsen sich während meiner Abwesenheit beträchtlich vermehrt haben mußten, schien mir völlig zu stillem Glück zu genügen. An der Seite meines Weibes wollte ich ein neues Leben beginnen. Ungeduldig wartete ich meine Heilung ab, und licht und hell, wie der Morgen, an dem das Schiff, das mich zur Heimath führen sollte, vom fremden Ufer abstieß, war's mir im Herzen, wie ich's nie zuvor gekannt."

Abermals durchzuckte das Lächeln der Bitterkeit das Antlitz Hartmann's. „Sie hatten sich getäuscht, Herr von Seltenau," warf er ein. „Nicht die Sehnsucht war's, nicht die Reue, die Sie beschlich. Sie selber verriethen mir unbewußt den wahren Grund Ihres Handelns: der Egoismus mahnte Sie, daß es doch ganz hübsch sei um eines Weibes Pflege. Erst als Sie sich krank fühlten und siech, erst da gedachten Sie der Vergangenheit, — erst da trat der Gedanke an Gattin und Kind an Ihre Seele! Hätte Ihre Krankheit nur Tage gedauert, statt Wochen, beim nächsten Champagnerrausch hätten Sie im Kreise lustiger Zechgenossen gelacht über Ihre sentimentalen Träumereien!"

Ein Blitz des Zornes schoß aus den Augen Edmunds auf den ruhig Dastehenden. Aber sogleich faßte er sich und fuhr in seiner Erzählung fort: „Vielleicht haben Sie nicht Unrecht, Meister Hartmann. Entspringt aber aus dem Egoismus ein guter, segensreicher Entschluß, so ist auch die Selbstsucht nicht zu verdammen. . . . Ich kam nach Deutschland. Nachdem ich erfahren, daß mein Vater und mein älterer Bruder, der sich inzwischen standesgemäß verheirathet hatte, noch am Leben seien, eilte ich nach dem Dorfe, wo ich Bertha's Heimath wußte. Man kannte mich nicht mehr; der alte Pfarrer war gestorben, und nichts fand ich dort, als ein Grab."

„Als ein Grab," wiederholte Meister Hartmann, wie ein Echo.

„Aber auch eine Hoffnung,“ sagte Edmund lebhaft. „Man benachrichtigte mich, daß, als Ihr nach dem Tode der Euern die Heimath verlassen, Ihr einen Knaben mitgenommen hättet, den Sohn Euerer Schwester. Jenes Kind, ich weiß es, es lebt: jenes Kind, das ich mein nenne, soll mir alles ersetzen!“

Eine Bewegung Hartmann’s ließ ihn verstummen. „Nicht weiter, edeler Herr von Seltenau! Wahr ist’s, ich zog mit einem Kinde aus meinem Heimathsdorf; wahr ist’s, es war der Sohn meiner Schwester. Aber der Keim des Leidens, zu dem Euere Treulosigkeit bei seiner Mutter den Grund gelegt, mochte auch in seiner jungen Brust nagen: auf meiner Reise, als ich mit ihm das Heimathsdorf verließ, vor dem mir graute, um mir ein anderes Asyl zu suchen, mußte ich an einem Kindesgrabe auf dem Friedhof der Residenz stehen, dessen Kreuzchen die Aufschrift trug: Edmund Seltenau.“

Der starke Mann taumelte zurück; mit beiden Händen verbarg er sein Antlitz: „Todt, mein Kind auch todt? — allein, ganz allein in der Welt!“

„Allein, ganz allein, Edmund von Seltenau!“ wiederholte Hartmann, der kein Auge von ihm gewendet hatte und den Eindruck seiner Worte in den Zügen des Edelmannes zu lesen versuchte.

Bleich und matt richtete Edmund sich empor. „Es ist gut,“ sagte er mit erstickter Stimme. „Nur eine Frage vergönnt mir, ehe ich gehe. Man sprach

mir von einem Jüngling, den Ihr Euern Neffen nennt".

„Meinen Friedel, — ah, Ihr scheint schon gekundschaftet zu haben! Nun, ich will Ihnen Rede stehen. Das ist ein Großneffe, ein verwaister Bursche, der Keinen auf der Welt hat als mich. Er ist ein Träumer und Thunichtgut, der hoch hinaus will. Mit dem habt Ihr nichts zu thun."

„Hartmann!" — der Edelmann erfaßte die Hand des Handwerkers, der sich aber sofort mit Widerwillen der Berührung entzog — „Hartmann, Ihr haßt mich, Ihr müßt mich hassen, um dessentwillen, was ich den Euern anthat. Wenn Ihr zu weit ginget, wenn Ihr mich betrügen wolltet ... mir meinen Sohn vorenthieltet?"

Hartmann wandte sich ab. „Wendet Euch an die Gerichte, wenn Ihr Lust habt, das Elend an die große Glocke zu hängen, das Ihr meiner armen Schwester angethan. Ihnen Rede zu stehen bin ich bereit, traut Ihr meinem Worte nicht. Mit Euch aber mag ich nichts mehr zu schaffen haben, — geht!" Mit einer Handbewegung wies er zur Thüre.

Die Hand des Edelmannes ballte sich unwillkürlich.

„Hartmann, wenn ich nicht daran dächte, was ich Euch schulde. . . ."

„So würde Euere hochadelige Hand sich nicht scheuen, des Plebejers Rippen zu brechen, wie Euere hochadelige Treulosigkeit das Herz der Plebejerin — das weiß ich!" ergänzte der Handwerker. „Geht!"

Seltenau stand noch immer unbeweglich, nur das Zucken seiner Gesichtsmuskeln, der Glanz seiner Augen bekundeten seine furchtbare Aufregung. „Und soll ich nicht Euern Großneffen sehen und begrüßen dürfen?“ fragte er mit gepreßter Stimme.

„Hütet Euch, in seine Nähe zu kommen. Haltet Ihr Euch fern von ihm, so werde ich schweigen; im andern Falle werde ich ihn vor Euch warnen, wie vor dem bösen Feinde.“

„Ihr seid unbarmherzig!“ rief der Edelmann. „Gut denn. Könnt Ihr es verantworten, den letzten Rest menschlichen Gefühles wieder aus mir heraus zu treiben, dessen langsam glimmender Funken sich am Wiedersehen von Weib und Kind neu zu entzünden hoffte, so möget Ihr's thun. Ich bin also abermals frei und ungebunden, brauche keine Rücksichten zu achten, — und sollte mir's in den Sinn kommen, einen zweiten Ehebund zu schließen . . .“ Des heißblütigen Mannes Augen leuchteten höher auf; der Gedanke an das stille, liebliche Mädchen, das er vorhin an der Seite der Komödianten-Toni von der Höhe aus beobachtet hatte, schoß durch seine Seele.

Der Handwerker stutzte einen Augenblick; es war, als ob ein rasches Wort über seine Zunge sich drängen wollte. Dann aber sagte er entschlossen. „Mögt Ihr handeln, wie Ihr wollt; wir sind fertig mit einander. Lebt wohl.“

Edmund von Seltenau wandte sich zum Gehen. Noch einmal fiel sein Blick auf die Bilder von Weib

und Kind; aber schon im nächsten Moment war jede Spur von Erregung aus seinem Antlitz verschwunden. Ja, fast wie ein Lächeln durchleuchtete es seine Züge, da er das Haus des Meisters Hartmann verließ.

„Erna — Name so lieblich wie seine Trägerin,“ sagte er halblaut, „du tönst durch meine Seele wie liebliche Hoffnung, wie ferner Glockenklang, der den ermüdeten Pilger zum Asyl ruft. Was kümmert mich Hartmann's Großneffe — ich will's versuchen.“

Hastig schritt er vorwärts, dem in einiger Entfernung belegenen Gasthause des Dorfes zu. Keiner konnte seinem leichten, elastischen Schritt anmerken, daß ihm eben die Kunde geworden, die erbarmungslose Sichel des Todes habe nicht nur sein Weib, sondern auch sein Kind hinweg gemäht.

Die besten Zimmer des Wirthshauses nahm er in Beschlag; denn er gedachte eine Zeit lang im Dorfe zu verweilen, dessen reine Luft er genießen wollte, wie er dem diensteifrigen Wirthe mittheilte.

Meister Hartmann aber trat, als die Thüre sich hinter Edmund von Seltenau geschlossen, vor das Bild seiner Schwester.

„Ich konnte nicht anders, Bertha,“ sagte er tief ergriffen, mit lauter Stimme. „Ich segne dich noch im Grabe, daß dein eigener Wille mein Handeln bestimmte. Ihm, dem leichtsinnigen, gewissenlosen Manne den Jüngling anvertrauen — niemals! Erbte er doch schon von ihm das ungestüme Blut, den leicht erreg-

baren Sinn, der sich schwer in Schranken findet. Mein Gewissen ist ruhig — ich habe meine Pflicht gethan!"

5.

Die Nacht ist gekommen. Leise und allmälig hat sie ihren dunkeln Mantel ausgebreitet und darein die Welt gehüllt mit ihrem Vogelsang und Sonnenschein. Still ist es geworden im Schlosse Werther; längst sind die Gespielinnen der jungen Comtesse Melanie heimgekehrt zu ihren eigenen Behausungen. Auf weichen Kissen träumt die reiche Erbin den holden, süßen Traum unschuldsvoller Jugend. Friedlich schimmert das Lämpchen aus dem Schlafgemach des gräflichen Ehepaares.

Wie die Menschen unter ihren Dächern, so bargen draußen die Vögel ihr Haupt unter die Flügel, in süßem, erquickendem Schlaf sich zu stärken zu neuem Dasein. Die Nacht war heute nicht gekommen, angethan mit ihrem dunkelblauen Gewande, durchsäet von tausend goldigen Sternlein, die klar und licht herniederglänzen zur Menschenerde. Der Mond, der treue Hüter, sandte nicht seinen lieblichen Schein. Er verhüllte sein Angesicht hinter den dunkeln Wolken, die in rasender Eile sich am Himmel drängten und jagten. Dichte Finsterniß herrschte ringsumher, und wie ein

ängstliches Rauschen und Flüstern strich es durch das Laub der hohen Bäume des Werther'schen Parks.

Heiß, fast erdrückend war die Atmosphäre. Plötzlich aber wehte ein eisiger Hauch daher, daß die jungen Blüthen zitterten und die Vögel erschauernd auffuhren, aus ihrem Traum geweckt, angstvoll die Flügel regend. Ein fernes Rollen ertönte, der Herold des nahenden Gewitters; ein zuckender Blitzstrahl beleuchtete grell die Gegend weit hinaus. Dann wieder tiefe Stille, fast erstarrendes Schweigen, — die Ruhe vor dem Sturm.

Im Werther'schen Schlosse hatte wohl Keiner eine Ahnung von dem Unwetter, das mit mächtigem Flügelschlag näher brauste. Das weitläufige Gebäude lag in majestätischer Ruhe da; in festen Schlaf schienen seine Bewohner, bis auf die Dienerschaft herab, befangen. Selbst in das Schlafzimmer des alten Grafen Maximilian schien der milde Engel Gottes eingetreten zu sein, der endlich die brennenden Augen schließt, mag die Seele noch so schuldbeladen, das arme schwache Menschenherz von Zweifeln noch so zerrissen sein. Nur in geringem Maße wurde dem alten Edelmann der Trost des Schlafes zu Theil; in seinen Gemächern hörte man ihn oft stundenlang ruhelos auf und nieder wandeln, oder sah halbe Nächte hindurch seine hagere Gestalt am Fenster stehen.

Tiefes Dunkel herrschte im Erdgeschoß, wo das Wohnzimmer des alten Herrn sich befand, das er zu seinem Tagesaufenthalt gewählt hatte. Die Läden waren fest geschlossen; nur durch die obern Scheiben

der Bogenfenster drang hin und wieder ein Blitzstrahl und warf ein geisterhaftes Licht auf die düstere Ausstattung des Gemachs. Plötzlich war's, als ob Jemand mit leisem Tritt sich nahe; vorsichtig, jeden Schritt prüfend, glitt eine schlanke Mannesgestalt durch das Vorgemach, eine bebende Hand hob die Portière. . . . Ein Streichholz blitzte auf, eine Blendlaterne entzündend; bei ihrem Schein wurde George Eldon, der Secretair des Grafen Maximilian, erkennbar.

Der junge Mann war sehr bleich; aber der Ausdruck einer Entschlossenheit, eines festen Willens lag in seinen Zügen. Er war vollständig angekleidet, wie immer in vollkommener Tadellosigkeit, als ob er bereit sei, einer Gesellschaft beizuwohnen. Jetzt stand er und horchte; nur das Grollen des immer näher heranziehenden Gewitters drang zu seinen Ohren, sonst war alles still und schweigsam.

„Es muß gelingen," sagte er vor sich hin. „Die paar Tropfen Opium, die ich dem Alten in seinem Abendtrunk beizubringen wußte, werden genügend sein, ihn in festem Schlaf zu erhalten. Von seiner Seite brauche ich keine Störung zu befürchten. Keiner wird ahnen, daß zu nächtlicher Stunde George Eldon sich die Geheimnisse des Werther'schen Hauses zu eigen macht. Ich will nicht warten, bis der Alte seine Augen schließt; er könnte sein Vertrauen zu mir bereuen. Thor, der du meinst, George Eldon werde ungeprüft das Kleinod in deinen Sarg wandern lassen, von dem er sich das Glück, die Zukunft seines Daseins verspricht.

Der Schlüssel ist in meiner Hand, — ein Wahnsinniger wäre ich, wollte ich ihn nicht benutzen."

Er glitt über den weichen Doppelteppich, der jeden Schritt unhörbar machte, bis an den alterthümlichen Schrank, den wenige Stunden vorher Graf Maximilian ihm als Aufbewahrungsort des Geheimnisses bezeichnet hatte. Mit leichter Mühe öffnete er das Schloß; es schien nicht das erste Mal, daß er mit solchen Dingen umging. Bald sprangen die Thüren auf, und das Innere zeigte sich seinen prüfenden Blicken.

Er hob die Laterne; bei ihrem Schein erblickte er den kunstvoll gearbeiteten Hundekopf als Schmuck einer Schublade, von dem sein Gebieter gesprochen hatte. Entschlossen drückte er die Spitze des Fingers auf das rechte Auge desselben und in demselben Augenblicke sprang ein Theil des innern Holzwerkes zurück und legte ein kleines, mit einer Eisenthüre versehenes Schränkchen bloß.

Unheimlich wüthete der Sturm gegen die Fenster, näher rollte der Donner; nun rasselte es an die Scheiben, als ob die Elemente selber ihre warnende Stimme laut werden ließen, als ob die Ahnen des Geschlechts der Werther dem kühnen Eindringling Halt gebieten wollten.

Aber George Eldon kannte keine Furcht, kein abergläubisches Grauen; mit sicherer Hand steckte er den ihm anvertrauten Schlüssel in die Oeffnung des Geheimschrankes und drehte um. Mit schrillem Geräusch sprang die Thüre auf. Hastig griff seine Hand in

das Innere und zog ein vergilbtes Couvert hervor, das mit dem Siegel des gräflichen Hauses geschlossen war. Ein spöttisches Lächeln überflog die Züge des jungen Mannes: „Versiegelt, mir ahnte es wohl," sagte er. „Nun, es ist gut, daß ich zu diesem Zweck meine Vorkehrungen traf; das Wachs wird geschmolzen, ein werthloses Blatt an die Stelle des Inhaltes gebracht. Dann wird wieder geschlossen mit dem gleichen Siegel, das sich in meinem Gewahrsam befindet. Von der Nacht geschützt, lege ich das verhängnißvolle Papier wieder an diesen Ort. Magst du es dann vernichten, Graf Maximilian! Und beharrst du in deinem Vertrauen zu mir, so sei versichert, dein getreuer Secretair wird deinen Wunsch erfüllen und dir dies Couvert unter dein Todtenkissen . . . ."

Er verstummte plötzlich; eine fahle Blässe überzog sein Antlitz, das Blut stockte. Mit angehaltenem Athem lauschte er. Ihm war's, als ob er in der Nähe ein Hüsteln vernommen hätte, ganz so, wie er es so oft aus der kranken, zerfallenen Brust seines Gebieters gehört.

Wie eine Bildsäule stand er da; seine ausgestreckte Hand hielt noch immer das verhängnißvolle Document, als scheue sie sich, eine Bewegung zu machen, die des Diebes Anwesenheit verrathen könne. Er verwünschte den Regen, der prasselnd, wie hohnlachend, sein wüstes Spiel trieb, und mit seinem Geräusch den schwachen Laut deckte, auf dessen Wiederholung er lauschte. Jetzt aber machte der Regen eine Pause, und nun klang das

Hüsteln wieder, schon nahe, ganz nahe — George Eldon's Spiel war verloren.

Mit übermenschlicher Anstrengung riß er sich aus seiner Erstarrung empor; die Lippen fest auf einander gepreßt, die Augen glühend, lehnte er die Außenthüre des Schrankes zu. Dann suchte er nach einem Zufluchtsort, sich zu verbergen; er wußte, daß das Gemach keinen andern Ausgang als den in das Vorzimmer hatte.

Sein Blick fiel auf die schweren, langen Sammetvorhänge der Fenster, die mit Anbruch des Abends dicht geschlossen wurden. Hastig glitt er zu einem der Fenster, verdeckte seine kleine Laterne und verbarg sich hinter den Falten des schweren Stoffes.

Es war die höchste Zeit gewesen; denn in demselben Augenblick theilte sich die Portière und, eine brennende Kerze auf silbernem Leuchter in der Hand, wankte Graf Maximilian von Werther in das Gemach. Es war eine fast geisterhafte Erscheinung, sein Antlitz trug eine Todtenfarbe. Die Augen von dunkeln, tiefen Ringen umgeben, lagen tief in ihren Höhlen. Ein Schlafrock von schwarzem Tuch, viel zu weit für die schmächtige Gestalt, umhüllte ihn und schleppte lang wallend ihm nach. Rechts und links hob er die Kerze, als wolle er jeden Winkel des düstern Gemachs durchleuchten.

„Es war wohl eine Täuschung," sagte er halb flüsternd vor sich hin. „Der Schein, den ich zu entdecken glaubte, war nichts als ein Blitzstrahl, der durch das Zimmer fuhr — ich bin allein!"

Schwer ließ er sich in einen alterthümlichen Lehnstuhl sinken. „Ich kann nicht mehr, meine Kräfte verlassen mich; und doch vermochte ich's nicht länger zu ertragen. Bleiern lag der Schlaf auf meinen Augen, und doch konnte ich nicht die Ruhe finden; wie ein Alp lagerte es auf meiner Brust — hier ist mir wohler, freier." Er ließ das graue Haupt auf die Brust sinken; eine tiefe Stille entstand im Gemach.

Da plätscherte auf's neue der Regen, Hagelkörner schlugen an die Scheiben, und Blitz und Donner vollendeten das schauerige Concert.

Der Graf fuhr aus seinem Halbschlummer empor. „Rollt, ihr Donner, zuckt nur, ihr Blitze! Wie Herolde des ewigen Gerichts erscheint ihr mir, die mich laden vor den Glorienthron des Allewigen. Ich komme, ich komme, mein Urtheil zu vernehmen! Ob ich ihn droben finden werde, den Armen, dem ich so schweres Unrecht angethan? Ob er vor mich hintreten wird und sagen: Wie anders wäre es gekommen, hättest du der Wahrheit die Ehre gegeben, und ein Anderer wäre vielleicht ich selber geworden? ... Aber was ich that, geschah ja nur zur Ehre meines Geschlechts, geschah, weil ich nicht Haß und Unfrieden säen wollte zwischen Brüdern. Der Unselige sollte nicht Gott anklagen, der so Schweres über ihn verhängt, daß ihm Auge und Erbe zugleich geraubt wurde. Konnte ich ahnen, daß es so kam?"

Er wand sich, wie verzweifelnd, in seinem Stuhl. „Könnte ich nur Rath und Trost bei einem Priester

finden!“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort. „Aber mit hinüber nehmen muß ich mein Elend in’s Jenseits. Wenn der Mann Gottes mir geböte, die Wahrheit zu enthüllen, wenn Rudolph, der Gute, Edele, erführe, daß er einem Gaukelspiel alles danke, was er sein nennt, — wenn ich plötzlich, wie ein brausender Gewittersturm das stille Glück seiner Häuslichkeit zerreißen müßte!“

Auf sprang er in wilder Energie: „Nein, nein, das soll nimmer geschehen. Kein Wort, keine Spur sollen hinfort mehr Künder dessen sein, was ich gethan. Kehrt Edmund heim, bleibe er der Zweite des Hauses, und stehe seinem Bruder nach. Aber er wird nicht kommen; untergegangen ist er in der Wüste, verweht im Sturm des Lebens. Ruhig will ich schlafen gehen den ewigen Schlummer, ruhig soll Rudolph schlafen den zeitlichen. Nur Vernichtung eines gefährlichen Geheimnisses kann Schutz vor seiner Enthüllung verleihen; weg mit den Bedenken, die mich bis jetzt hinderten, — ich vernichte das Document! Gräber können sich öffnen und ihr Verborgenes der Welt zurück geben; nur die Flamme verzehrt. Die Flamme soll . . . “

Sein schwacher Geist erinnerte sich in diesem Augenblick nicht, daß er den Schlüssel zum Geheimfache wenige Stunden vorher seinem Secretair anvertraut hatte. Mit fieberhafter Eile sprang er auf und näherte sich dem Schrank. Aber erschrocken prallte er zurück: die Flügel waren nur angelehnt, nicht geschlossen, und doch wußte er sicher, diese altgewohnte Vorsicht noch an keinem Abend unterlassen zu haben.

Mit zitternder Hand nahm er die Kerze vom Tisch und leuchtete. Ein gurgelnder Aufschrei entrang sich seiner Brust. Das Geheimfach war geöffnet, — leer zog er die tastende Hand zurück.

„Wehe, wehe, ich täuschte mich nicht! Ein Dieb war bei meinem Eigenthum . . . . ein Dieb . . . . das Licht verrieth ihn. Er muß hier sein, hier im Zimmer!"

Mit unheimlich funkelnden Augen begann der Greis zu suchen; ab und zu beleuchtete ein Blitzstrahl sein geisterbleiches, verzerrtes Antlitz. Seine zitternde Hand schlug die Decke des Tisches zurück, er leuchtete unter das Sopha, hinter den Kamin, wo ein Eindringling sich zu verbergen vermocht hätte, — umsonst. Jetzt riß er von dem ersten der hohen Bogenfenster die Vorhänge zurück: sie theilten sich ohne Widerstand, und er schaute hinaus auf die düstere, regenüberströmte Gegend, die grell von Blitzen erleuchtet ward. Nun schwankte er zum zweiten Fenster, der schwere Stoff flog aus einander. Mit einem heisern Ruf taumelte Graf Maximilian zurück: vor ihm stand Eldon, sein Secretair, mit lächelndem Angesicht, ruhig und kalt wie immer, aber mit der Miene eines Mannes, der zu allem, selbst zum Aeußersten entschlossen ist.

„Eldon!" keuchte der Greis, kaum mehr der Sprache mächtig. „So lohnst du Elender mein Vertrauen?"

Der Secretair trat vor. „Macht keinen unnützen Lärm, Graf Maximilian, mein theuerer Herr, ich beschwöre Euch," sagte er mit gleißnerischem Ton. „Nur

die Sorge um Euch war es ja, die mich hierher trieb zu nächtlicher Stunde; ich wollte mich dieses Documentes versichern, dem Ihr so hohen Werth beilegt, ehe eine unberechtigte Hand sich frevelnd seiner bemächtigte. Was ich that, war ein kühner Schritt; aber in der Frühe hätte ich ihn meinem gnädigen Herrn gestanden und..."

Graf Maximilian unterbrach ihn: „Später magst du erklären ... so schwer, so seltsam wird's mir im Kopf .... Das Papier .... gib, gib, daß ich es vernichte."

Hoch empor hielt Eldon das verhängnißvolle Document. „Das dürft Ihr nicht, Graf Maximilian von Werther. Um Eueres Sohnes Edmund willen dürft Ihr es nicht."

„Edmund ist todt, muß todt sein. Was weißt du von ihm? ... Ha, nun fällt es mir wie Schuppen von den Augen: belauscht hast du mich in einsamen Stunden, wenn mein Geist sich verirrte, — jedes Wort fingst du auf, es deinen Zwecken dienstbar zu machen? In dieser Stunde, mit dem Scharfblick, den des Todes Nähe verleiht, sehe ich hinter der kalten, grinsenden Larve dein wahres Gesicht. Nicht ruhig sterben könnte ich, wüßte ich dieses Blatt in deiner Hand. Gib, sage ich, gib!"

Todtenblässe deckte das Antlitz Eldon's; kalter Schweiß perlte auf seiner Stirne.

Wie ein gereiztes Thier stürzte sich der Graf auf den Regungslosen; die furchtbare Aufregung steigerte

die schwachen Kräfte des alten Mannes. „Das Papier, Bube!“

Er klammerte sich an ihn, er spannte seine knöchernen Finger um Eldon's Hals, daß der junge Mann zu ersticken wähnte. Heiser, krächzend klang des Grafen Stimme: „Zur Hülfe! Ein Dieb, ein elender Dieb!“

Da funkelten die Augen des Bedrohten in wildem Leuchten, da verzerrte sich das kalte Antlitz zum teuflischen Grinsen. Mit übermächtiger Gewalt faßte er den alten Mann und stieß ihn von sich, daß er hinterrücks zu Boden schlug. Aber der Greis riß ihn mit sich nieder auf den Teppich, und hier begann ein stummes, lautloses Ringen, nur unterbrochen vom keuchenden Athem Eldon's, vom Röcheln des Grafen.

Was dort in jener Nacht geschah, — kein Menschenauge hat es gesehen — nur der Blitz, der noch hin und wieder seinen grellen Strahl in's Gemach warf, war Zeuge der furchtbaren Scene.

Die Seele des alten Edelmannes schwang sich empor zur Ewigkeit, empor zur Wage des allgewaltigen Richters, der Bettler begnadigt und Königen das Donnerwort der Vernichtung zuruft. Keiner rief dem Scheidenden den Trost der Kirche in's Ohr; keine liebende Hand drückte ihm die Augen zu, die starr und verglast emporblickten, als wollten sie den Fluch schleudern, den der Mund nicht mehr auszusprechen vermocht hatte.

Leichenblaß erhob George Eldon sich vom Boden. Blutunterlaufene Streifen an seinem Halse zeugten von

dem furchtbaren Kampf zwischen Alter und Jugend, zwischen dem Sterbenden und dem Manne, dessen einziges Streben war, das Dasein in vollen Zügen zu genießen.

Er beugte sich prüfend zu der Leiche seines bisherigen Gebieters nieder und legte die Hand auf dessen Brust.

„Todt!“ sagte er dann — unheimlich klang seine Stimme durch den dunkeln Raum. „Habe ich ihn gemordet? Nein, ein Schlag hat ihn getroffen unter meinen Händen. So muß es sein, so will ich's glauben; was ich that, war nichts als ein Act der Nothwehr.“

Dann hielt er das Papier hoch empor. „Theuer habe ich dich erkauft, verhängnißvolles Document! Doch nun halte ich dich und dein Geheimniß! Aber wehe mir, wenn du zu theuer bezahlt wärest, wenn der Inhalt meinen Erwartungen nicht entspräche! Entscheiden soll es die nächste Stunde; in meines Zimmers verschwiegener Stille will ich das Siegel brechen.“

Hastig, aber sorgfältig vertilgte er jede Spur des Geschehenen. Er verschloß Schrank und Geheimfach und barg nicht ohne Schaudern die Schlüssel in des erstarrenden Leichnams Tasche.

Fest zog er die Vorhänge wieder zusammen, das Licht aber ließ er brennen; es mußte den Anschein haben, als ob Graf Maximilian von Werther vom Schlage gerührt worden, während er sein Schlafzimmer verlassen hatte, um zu seinem Wohngemach sich zu begeben.

Waldmann, der Kammerdiener des Grafen, war der Erste, dem der Anblick des regungslosen Gebieters sich darbot, als er in der Frühe das Zimmer betrat. Sein Weheruf alarmirte das Schloß. Die Familie eilte hinzu, auch Eldon fand sich ein, bleich, mit allen Zeichen der höchsten Theilnahme. Aber die traurige Miene verbarg nur schwer die Unruhe seiner Seele, bis der junge Hausarzt der gräflichen Familie nach flüchtiger Besichtigung des Leichnams erklärte, daß der Zufall eingetreten, den er schon längst gefürchtet und vorhersehen, daß Graf Maximilian von Werther, von einem Nervenschlag getroffen, zu seinen Vätern heimgegangen sei.

Der nächste Morgen fand die Erde in lachendem Glanz. Wie keine Spur im Gemache des Grafen Zeugniß von der Scene abzulegen vermochte, die sich in demselben ereignet, so sprach nichts draußen in Garten, Feld und Wald von dem furchtbaren Gewittersturm, der zu nächtlicher Stunde darüber hingebraust war. Viel tausend Blumenkelche hatten sich geöffnet, die buntgefiederten Sänger jubilirten in den Zweigen, und hellstrahlend schien die Sonne vom tiefblauen Himmel, so leuchtend, so siegesgewiß, als dürfe sie nicht leiden, daß eine dunkele Wolke sich bilde am Horizont und auf der Menschen Stirne. Mit ihrem Licht umfluthete sie die schwarze Fahne, die vom Thurme des Schlosses Werther einen Trauerfall verkündete. Sie drang durch die Fenster des Gemaches, wo der Vater des Grafen Rudolph aufgebahrt lag, und warf, wie spielend, ihre

Lichter auf des Todten wachsbleiche Stirne. Sie konnte mit all ihrem Glanz nicht die That offenbaren, zu der die Nacht ihren schützenden Fittich geliehen hatte.

6.

Am Ende des Dorfes Roseneck, wo es sanft aufsteigend bergan geht, liegt der wohl unterhaltene Kirchhof. Wie ein zierlicher Garten erscheinen die Grabstätten mit ihren Kreuzen und großen Denksteinen, von Blumenbeeten umgeben und von hohen Bäumen überragt, die hin und wieder zu schattigen Gängen sich vereinigten. Nichts Schaueriges ist über den Ort des Todes gebreitet, wie es oft bei Friedhöfen der Fall ist; nirgends blühen so schön die Rosen, nirgends singt so lieblich die Nachtigall ihr Lied.

Es neigte sich zur Dämmerung; ein mildes, ungewisses Zwielicht herrschte ringsum. Stärker dufteten die Blumen, und in langgezogenen Tönen stimmten die befiederten Sänger ihre Kehlen zum Abendlied.

Da schritt ein junges Mädchen in schlichtem braunen Kleide daher, eine leichte Gießkanne in der kleinen Hand, in der andern einen Strauß frischer Rosen. Es war Erna Walter, die Tochtrr des verstorbenen Lehrers der kleinen Gemeinde. Sie kam, wie es ihre Gewohnheit war, um das Grab des früh heimgegangenen Vaters mit Blumen zu schmücken.

Nun hatte sie das Ziel ihrer Wanderung erreicht. Das Grab lag in einem ziemlich entlegenen Theile des Kirchhofs, wegen der hohen Lindenbäume, die dort in dichten Gruppen zusammengedrängt standen, der Lindenplatz genannt. Sie trat näher, die fromme Pflicht zu vollziehen, eine der schönsten Sitten des Christenthums: die Stätte, wo wir unsere theuern Verstorbenen gebettet, in Ehren zu halten und ihr unsere Sorge zu weihen, als lebten sie noch und wir schmückten ihr Lager. Aber wie ein rosiger Hauch überflog es ihr zartes Antlitz: die Arbeit war schon gethan; im Blumenschmuck prangten der Grabeshügel und der schmucklose Stein, erfrischt war der Boden von der Spende klaren Wassers.

Das Mädchen ließ den Blick ringsum schweifen; aber nichts regte sich in der Nähe. Sie kniete am Grabe nieder und sprach ein kurzes Gebet; dann legte sie den Rosenstrauß auf das Fleckchen Erde, das, wie sie dachte, wohl das Haupt des Entschlafenen decken müsse, und erhob sich, um den Friedhof zu verlassen. Aber kaum hatte sie einige Schritte gethan, als am Ende des Weges eine schlanke Gestalt auftauchte und sich rasch dem jungen Mädchen näherte.

„Erna!"

„Bist du's, Friedel — mir ahnte es."

Sie standen sich gegenüber und reichten sich die Hände, ein schönes, jugendliches Paar. Friedrich Hartmann, der Neffe des ehrsamen Drechslermeisters, mochte neunzehn Jahre zählen; seine Wange war gebräunt

und zeugte, wie seine ganze Gestalt, von Kraft und Gesundheit. Dunkelblondes Haar umgab, leicht gelockt, in reicher Fülle das edel geformte, frische Antlitz mit den großen dunkeln Augen, welche förmlich strahlten von Lebensdrang und Thatenlust. Aus ihnen leuchtete Intelligenz und Gutmüthigkeit; aber ein Strahl von Leidenschaft und wilder Energie loderte zuweilen in ihnen auf, der den Seelenkundigen beunruhigen mußte.

„Ich sollte dir zürnen, Friedel," nahm Erna traulich das Wort, „daß du mir eine Arbeit abnimmst, die ich so gern erfülle. Und doch, ich weiß, nicht deine Hand allein, auch dein Herz ist dabei; denn auch du verehrtest ja meinen guten Vater, der uns nur zu früh entrissen ward."

„Mein lieber, alter Lehrer!" sagte Friedel tief gerührt. „Weiß Gott, ich vermisse ihn noch heute. Er war zu gut, zu nachsichtsvoll gegen mich; ich war ein wilder Bursche und habe ihm manches Herzeleid bereitet."

„Und bist du's nicht noch, Friedel? Thust du's nicht noch jetzt andern Leuten an, die dich gern haben und es gut und treu mit dir meinen?" fragte Erna halb vorwurfsvoll, während sie an des jungen Mannes Seite den Weg entlang schritt.

Friedel lachte: „Was habe ich denn verbrochen? Ah, ich habe wohl ein Mal wieder ein paar Worte mehr mit der Komödianten-Toni gesprochen, als ich sollte, und nun regt sich die Eifersucht?"

Das Lächeln auf Erna's lieblichem Antlitz machte einem tiefen Ernst Platz. „Eifersüchtig? O, Friedel! Du weißt, wie wehe du durch solche Reden meinem Herzen thust. Was sind wir uns Beide? Ein Paar gute Freunde und Kameraden von Kindheit an. Eine treue, liebende Schwester möchte ich dir sein, wie ich an dir stets meinen brüderlichen Schirm und Hort zu finden hoffe."

„Nicht so, Erna," sagte der junge Mann, indem er die Hand des jungen Mädchens preßte. „Wie oft soll ich es dir wiederholen? Mehr sollst du mir sein! Meine Gattin will ich einst dich nennen und in Sammet und Seide will ich dich kleiden, Rosen zu deinen Füßen streuen, und . . ."

Traurig schüttelte Erna das Haupt. „Friedel, Friedel, das ist's ja eben, was ich für dich fürchte: stets den Wolken zu, stets höher hinaus, als die Schranken deiner Geburt es gestatten! Deshalb fürchte ich gerade deinen Verkehr mit der Komödianten-Toni, — die ist oft eben so überspannt wie du und bestärkt dich in deinem Wahn. Hat sie dir nicht zugeredet, deine Stimme zu verwerthen und an's Theater zu gehen? Hat sie nicht deinen lebhaften Sinn erregt und dir goldene Zukunftsbilder ausgemalt?"

„Was soll ich's leugnen? — ja, sie that's!" rief Friedel. „Und, aufrichtig gestanden, ich finde das weit interessanter und lustiger, als die ewigen Besorgnisse um die Zukunft, die ich aus deinem Munde hören muß,

und die weisen Lehren meines guten Oheims, des braven Meisters Hartmann."

„Weil wir es gut mit dir meinen," erwiderte das Mädchen eifrig, „und nur dein Glück vor Augen haben! Daß ich einst deine Gattin werden könne, darauf, Friedel, mache ich keinen Anspruch; meine Mutter ist ja weiter nichts als eine arme Lehrerswittwe, die sich kümmerlich von ihrer knappen Pension ernähren muß. Die Gnade des Nachfolgers meines Vaters hat uns ein Asyl im Schulhause gewährt, bis er die verlobte Braut als Gattin heimführt. Dann aber müssen wir fort ... Wohin? Gott mag es wissen. Du aber wirst einst ein wohlhabendes, ein schöneres Mädchen als ich deine Gattin nennen. Du wirst der Erbe und würdige Nachfolger deines Oheims. Erkenne, daß man sich im kleinen Bezirk einen reichen und beglückenden Wirkungskreis zu schaffen vermag und daß man nicht auf der Menschheit Höhe zu stehen braucht, um sein Erdenziel zu erreichen."

„Wie klug du sprichst, Mädchen!" rief Friedel. „Fürwahr, wenn ich dich höre, so ist mir's, als ob mein guter Engel zu mir rede; deine Gegenwart ist mir wie ein milder Strahl des Mondes. . . . Spricht Toni zu mir, ist's mir in der Seele, als fahre der Blitz in einer düstern Sturmnacht dahin durch den Wald. Und es gibt der Stunden viele, Erna, wo ich mich hinaus sehne aus dieser beschränkten Existenz, wo ich denke: warum soll ich nicht mit dem Pfunde wuchern, das die Natur in meine Kehle gelegt? Wenn ich von

den Erfolgen der großen Sänger in den Zeitungen lese, wie alles zu ihren Füßen liegt, Ehre und Gold, da regt sich's mir mächtig im Herzen, und hinaus treibt's mich, selber nach dem Lorbeer, nach dem Golde zu greifen. Ich berausche mich in Träumen, ich sehe mich auf der Bühne, ein gedrängt volles Haus, strahlend in Gold und Sammet, alles meinen Tönen lauschend ... und dann, dann erwache ich und finde nichts als die kalte Wirklichkeit! Höchstens erfreut mich ein freundliches Wort des Pfarrers, wenn ich am Sonntag die Andacht der frommen Gemeinde durch meinen Gesang zu erhöhen versuche."

„Armer, armer Freund ..., über wen von uns Beiden soll ich klagen?" fragte Erna traurig. „Verloren bist du für uns, ich sehe es kommen. Der böse Dämon wird dich eines Tages überwältigen. ... Friedel!" fuhr sie dringend fort, „nennst du mich deinen guten Engel, o, so beherzige hier, an dieser geheiligten Stätte, meine Worte: überhebe dich nicht in eitelm Selbstgefühl, um vielleicht desto tiefer zu sinken. Wenn eines Tages das trügerische Talent dich verließe, mit dem du eine Zukunft zu erringen hoffst voll des eiteln Glanzes der Welt, — du würdest verzweifeln! Laß mich ganz aufrichtig sein, mein Friedel. Ich sehe dich mit denselben Augen, wie dein guter Oheim. Du bist ein junger Mann, der hinter Keinem seines Standes an Bildung des Geistes zurücksteht und unablässig bemüht ist, sich neue Kenntnisse zu sammeln; aber Hervorragendes auf dem Gebiete des Wissens, des Geistes

wirst du nie leisten. Drängte dich zu solchem deine Neigung, risse der Drang zum Studium der unendlichen Natur und ihrer Geheimnisse dich fort, führte die Nothwendigkeit deiner Ausbildung zu einer erhabenen Kunst dich von uns, wir würden sprechen: geh' und folge der Bestimmung, die Gott in dich gelegt. Aber was dich fortreißt, es ist nicht der heilige, unabweisbare Beruf, es ist die Eitelkeit, der Ehrgeiz, die Selbstsucht, es ist ..."

Des jungen Mannes Stirne hatte sich verfinstert. „Du hältst mir einen Spiegel vor die Seele, Erna," sagte er, „so klar, so scharf, daß ich mich kaum darin erkenne. Anders spricht die Toni, anders jener Fremde, der seit einigen Tagen im Dorfe weilt und den ich gestern Abend zufällig traf. Eine Stunde lang wanderte ich mit ihm; er sprach so schön über die Pflicht Dessen, dem ein Talent gegeben, es zum Genuß der Welt und zu eigenem Vortheil zu verwerthen."

Erna blieb stehen. „Du hast mit jenem Fremden gesprochen, mit jenem Herrn von Seltenau, wie er sich nennt?"

„Nun wohl, und ich denke, er ist kein Verbrecher, obwohl mein Oheim ihn für einen solchen zu halten scheint. Denn so oft die Rede auf ihn kommt, wendet er sich wie unwillig ab; mehr als ein Mal richtete er an mich die Frage, ob der Fremde versucht habe, mich in's Gespräch zu ziehen."

„Und du hast ihm erzählt, daß dieses gestern geschehen?"

„Ich werde mich hüten. Herr von Seltenau ist so interessant, so belehrend durch die Berichte von seinen Reisen, daß ich mir seinen Umgang nicht durch eine Laune meines Oheims rauben lassen will.“

„Und doch muß Meister Hartmann seine Gründe haben, die du ehren solltest,“ meinte Erna. „Aber Recht hast du; er ist wundersam unterhaltend, und obwohl ein Mann in reifern Jahren, spricht er mit dem Feuer und der Begeisterung eines Jünglings.“

Ein Strahl der Eifersucht blitzte in Friedel's Augen auf. „Du hast mit ihm geredet, und ich erfuhr nichts davon?“

„Ich hätte es dir noch mitgetheilt. Diesen Morgen war er im Hause des Lehrers, um sich die Einrichtung unserer Gemeindeschule anzusehen; der gute Mann mochte ihn nicht in seine Junggesellenstube führen und brachte ihn zu uns. Mehr als eine Stunde weilte er in unserm bescheidenen Stübchen.“

„Und er behandelte dich, wie ein vornehmer Herr ein einfaches Dorfkind, das seinem Auge gefällt, nicht wahr? Er fand dich hübsch und klug, er . . .“

Erna trat einen Schritt zurück. „Herr von Seltenau betrug sich, wie es einem Edelmanne geziemt; seine Ansichten waren treffend, und der Ausdruck seiner Gesinnungen ohne Makel.“

Friedel schien sichtlich verstimmt. Die beiden jungen Leute verließen schweigend zusammen den Friedhof, um sich in's Dorf zu begeben.

Da brauste es von unten daher wie das Toben durchgehender Pferde. In wilder Jagd flogen ein Paar Rosse durch's Dorf, hinter sich einen Reisewagen schleppend, in dem zwei Herren in sichtlicher Todesangst saßen. Nach rechts und links ward das Gefährt geschleudert, und manche Spur der Beschädigung durch die am Wege stehenden Bäume hatte es schon aufzuweisen.

Vergebens hatten kräftige Männer sich den Pferden entgegen zu werfen versucht; weiter und weiter jagten sie. Nun aber verfingen sich die Räder des Wagens an einem Baumstamm; die Deichsel brach, das Fuhrwerk schlug um und die Pferde stürmten wie rasend weiter.

Einige Knechte eilten den Flüchtigen nach, während man von allen Seiten aus den Häusern kam, den Gestürzten Hülfe anzubieten. Auch Edmund von Seltenau, der eben von einem Ausflug in das Dorf zurückkehrte, war herbei gekommen und half dem Aeltern der beiden Verunglückten, sich von seinem Sturze zu erheben. Sein Gefährte und der Kutscher waren mit dem bloßen Schrecken davon gekommen. Der corpulente Herr aber erhob sich stöhnend und erwiderte auf die Frage, ob er sich Schaden gethan: „Ich glaube, ich habe mir das Bein verstaucht. Führen Sie mich in's Wirthshaus, Nota. Wir werden ein paar Tage in diesem Neste verweilen müssen."

Herr von Seltenau hatte den Redenden scharf in's Auge gefaßt. „Ich glaube Sie zu kennen," sagte er,

indem er Richard Nota, dem Freunde des Secretairs Eldon, behülflich war, den Herrn zu unterstützen. „Sie waren Geschäftsführer der italienischen Oper zu New-York? Ihr Name ist Frassini.“

„Ganz recht, ganz recht, augenblicklich Chef der Hofbühne Sr. Durchlaucht des Fürsten von Haldringen. Doch ich erinnere mich nicht . . .“

„In America nannte ich mich Kaufmann Selten, in Deutschland bin ich Edmund von Seltenau.“

Der Director versuchte eine Verbeugung, die ihm aber schlecht gelang. „Ich hoffe, wir werden unsere Bekanntschaft erneuern,“ sagte er verbindlich. „Würden Sie mich besuchen, so lange die Folgen des Unglücksfalles mich an diesen Ort fesseln? Es kommt mir recht ungelegen; denn ich müßte eigentlich gegen Ende dieses Monats in Haldringen sein, und fürchte, es kaum zu erreichen, wenn ich nicht ganz und gar den Zweck meiner Mission aufgeben will: nämlich, einen Tenoristen für unsere Bühne zu gewinnen. Seine Durchlaucht will nun ein Mal durchaus ein Naturphänomen von Stimme haben. Ich durchstreife die Gegend kreuz und quer, werde aber heimkehren müssen, ohne das durchlauchtigste Verlangen erfüllen zu können.“

Sie waren im Wirthshause angelangt, gefolgt von einem Schwarm Weiber und Kinder des Dorfes, welche neugierig die Herren anstarrten. An der Treppe verabschiedete sich Edmund von Seltenau und begab sich in sein Zimmer.

Der Länge nach warf er sich auf das Sopha, nahm ein Buch und versuchte zu lesen; aber schon nach einigen Minuten war er dessen überdrüssig; er legte die Lectüre fort, um sich mit seinen Gedanken zu beschäftigen.

„Zwei Mal ging ich an ihrem Hause vorbei, und sie war nicht in dem kleinen bescheidenen Stübchen. Wo mag sie weilen? Sollte sie jenen jungen Burschen getroffen haben, den Friedel, und mit ihm die Zeit verplaudern? Ich habe ihn gesehen, ihn gesprochen; er ist ein ganz gewöhnlicher Mensch. Wenn Meister Hartmann ihn mir als meinen Sohn genannt hätte, so würde ich mir ihn anders gewünscht haben. Aber doch liegt etwas in ihm, in seiner Rede, in seinem Wesen, das abweicht von dem Hartmann'schen Familienblut, etwas, das mein ist und mich an die eigene Jugend erinnert. . . . Pah," fuhr er fort, sich aufrichtend, „die Jugend ist mir noch immer verliehen. Ein alter Mann dürfte nicht wagen, nach Erna Walter's Hand und Herz zu streben. Er ist nicht mein Sohn; dem Großneffen Hartmann's das Mädchen zu rauben, dem er sein Herz geweiht — das kann ich versuchen, meinem Sohne nimmer! Liebt er sie wirklich, so wird er um ihretwillen dem Blendwerk trotzen, mit dem ich und die Toni seine Seele berücken. Aber sein Ehrgeiz geht ihm über alles. Wie funkelten seine Augen, da ich ihm die Triumphe eines gefeierten Bühnensängers schilderte! Er wird anbeißen an den Köder, den wir ihm vorhalten, und . . ."

Er sprang auf, sein Auge flammte. „Das Glück steht mir zur Seite; mein guter Stern war es, der diesen Director in's Dorf sandte und ihn hier festhält. Er soll mich von dem Burschen befreien Einen Tenoristen wünscht ja seine fürstliche Hoheit. Mit einem Orden wird er wohl die Diensteifrigkeit lohnen, die sich nicht scheut, den Hals zu brechen, um den Befehl des Durchlauchtigsten zu vollziehen? Sei ruhig, bald soll der Orden auf deiner Brust funkeln und dein Herrscher einen Tenoristen haben, um den ihn Könige beneiden."

7.

Das zahlreiche Gefolge, das dem Grafen Maximilian von Werther die letzte Ehre erwiesen, hatte sich in alle Winde zerstreut; der letzte der Wagen hatte den Schloßhof verlassen. Tiefe, drückende Stille war dem, wenn auch gedämpften Geräusch gefolgt, das bei einem Zusammenfluß von vielen Personen unvermeidlich ist. In seinem Cabinet saß der Majoratsherr, Graf Rudolph von Werther, beschäftigt, die Papiere zu ordnen, die sich in dem Nachlaß seines Vaters vorgefunden. Er war in tiefe Trauer gekleidet und man las in seinen Mienen, daß der plötzliche Tod des alten Herrn ihm nahe ging, wenngleich man von Tag zu Tag auf einen solchen Ausgang gefaßt sein mußte.

In seiner Beschäftigung ward er durch ein leises, bescheidenes Pochen unterbrochen; unwillig, sich gestört zu sehen, ging er zur Thüre, den Riegel zurückzuschieben. Vor ihm stand Eldon, der Secretair seines verstorbenen Vaters. Er war völlig schwarz gekleidet und trug die Trauer so auffällig zur Schau, daß man an der Reinheit seiner Absicht mehr als je zweifeln durfte.

„Ich störe Sie, Herr Graf?"

„Allerdings. Verzeihen Sie, ich bin eben mit dem Ordnen von Familienangelegenheiten beschäftigt."

„Eine Familienangelegenheit ernster Art, gnädigster Herr, ist es eben, die mich zu Ihnen führt. Es betrifft einen Wunsch, ja mehr als einen Wunsch, ein Vermächtniß meines theuern, unvergeßlichen Gönners, meines väterlichen Freundes, des Grafen Maximilian von Werther."

Es wehte ein so seltsamer Hauch durch des Secretairs Auftreten, daß es den Grafen Rudolph befremdete und ihn zur Vorsicht mahnte.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte er kühl. „Wenn mein guter Vater Wünsche gehabt hätte, so würde er sicher denjenigen zur Vollstreckung derselben beauftragt haben, der seinem Herzen am nächsten stand und den schon die Pietät dazu veranlassen mußte. Was er sonst Ihretwillen bestimmte — sein Testament wird es ausweisen. Sollte es Ihnen nicht befriedigend erscheinen, so wird es meine Sorge sein, Ihnen zu entschädigen, was Sie an Jugendzeit bei meinem Vater verloren."

Eldon ward bleich. „Sie irren, Herr Graf; nicht um mich handelt es sich — um eine wichtigere Angelegenheit, als um meine Existenz, nämlich um die Ihre und die Ihrer Familie!“

Graf Werther stand auf. „Was wollen Sie damit sagen?“

Ruhig blieb Eldon auf dem ihm vorher vom Grafen angebotenen Sessel sitzen.

„Ich will damit sagen, daß der sterbende Graf Maximilian von Werther seinen treuen George Eldon zum Vertrauten eines Geheimnisses gemacht hat ...“

Ein Wink des Grafen hieß ihn schweigen. „Keine Vorrede! Der Werth einer Sache bestimmt den Preis. Ich merke die Absicht, die Sie herführt. Betrifft das Geheimniß, das Ihnen mein Vater anvertraut haben soll, mich auch dann, wenn Sie es in Ihrem Busen verschließen?“

„Sie werden leben wie bisher, und Ihr Geschlecht reich und blühend sehen.“

„Also es handelt sich hier um Schweigen; am Begräbnißtag meines Vaters bin ich nicht zu vielen Worten aufgelegt. Wie viel beanspruchen Sie für das Verschweigen dieses vorgeblichen Geheimnisses?“

„Ermessen Sie seine Größe,“ sagte Eldon anscheinend ruhig, obwohl seine Stimme zitterte, denn er wußte, daß er seinen höchsten Trumpf ausspielte. „Ich verlange die Hand Ihrer Tochter und mit ihr die Succession der Herrschaft Werther, sobald Sie und Ihre Gattin das Zeitliche gesegnet.“

Der Graf saß wie erstarrt. Wohl hatte ihn die Ahnung durchzuckt, daß die Zweifel seiner Gattin und Tochter an Eldon's Aufrichtigkeit nicht unbegründet seien; auf diesen Ausgang aber war er nicht gefaßt.

„Nimmer würde ich die Kühnheit gehabt haben,“ fuhr Eldon mit einschmeichelnder Stimme fort, da kein Laut den Lippen des Grafen sich entwand, „aus eignem Antrieb so Hohes zu erstreben. Aber es war der Wunsch Ihres sterbenden Vaters, daß ich die Treue, welche ich Ihrem Hause stets geweiht, durch ein inniges Band mit demselben verkettet, stets bewahren sollte. Graf Maximilian wünschte seine Enkelin an der Seite eines Mannes zu sehen, der den Besitz zu erhalten und zu mehren weiß. Aus diesem Grunde übergab er mir das Geheimniß als Unterpfand seines höchsten Vertrauens, damit ich es Ihnen überbringe als ersten Gruß des treuen Sohnes, als Mitgift, die höher wiegt als Gold und Titel.“

Graf Rudolph hatte sich gefaßt, er erhob sich von seinem Sessel. Die Jovialität, der gutmüthige Ausdruck seines Antlitzes war verschwunden; in der Miene, in der Haltung des Edelmannes lag eine Würde, der man ihn kaum für fähig gehalten hätte. „Ich habe Sie ausreden lassen, mein Herr,“ sagte er mit kalter, vollkommen leidenschaftsloser Stimme, „weil Sie sich in Ihrer Rede des Namens meines dahingeschiedenen Vaters bedienten und weil ich im Zweifel war, ob ich einen Wahnsinnigen bedauern oder einem Unverschämten die Thüre weisen müsse. Jetzt bin ich darüber im Klaren:

Sie schämen sich nicht, das Andenken eines edeln Todten durch elende Lüge zu entweihen. Nie konnte mein Vater Ihnen eine Mission übertragen wie die, welche Sie vorgeben, hier zu vollziehen. Ich will Ihr Geheimniß nicht wissen. Ist es erdichtet, so ekelt mir vor Ihrem Intriguengewebe, und ich könnte darüber vergessen, daß Sie, gleichviel aus welcher Ursache, meinem Vater treu gedient haben. Ist es die Wahrheit, haftet irgend ein Unrecht an dem Erwerb meines Besitzes, so fordere ich Sie auf, alle darauf bezüglichen Enthüllungen oder Documente, die sich, rechtmäßig oder unrechtmäßig, in Ihrem Besitz befinden, sofort den Gerichten zu übergeben. Alles verloren, nur die Ehre nicht, heißt der Wahlspruch der Werther."

Eldon preßte die Lippen zusammen, alles Blut wich aus seinem Antlitz; diese Wendung kam ihm augenscheinlich unerwartet. „Und Sie würden nicht die Oeffentlichkeit eines Scandals scheuen, der auf die Ehre der Werther, ja in erster Reihe auf das Andenken des Grafen Maximilian von Werther ein mehr als zweifelhaftes Licht werfen dürfte?"

Graf Rudolph zuckte zusammen. „Auf das Andenken meines Vaters! O mein Gott!" sagte er halblaut.

„Nehmen wir den Fall an," fuhr der Secretair fort, während seine Stimme zum Flüstern sank und seine Augen mit lauerndem Ausdruck jeden Zug im Antlitz des Grafen Rudolph beobachteten, „nehmen wir den Fall an, Graf Maximilian habe aus Zufall

oder Absicht, sagen wir aus Absicht, kurz nach der Geburt die ihm von seiner Gattin geborenen Zwillingsknaben vertauscht und in Folge dieses — Betrugs, um gerade heraus zu reden, nenne der zweite Sohn des Geschlechts der Werther sich Majoratsherr auf Werther, während der Aeltere, der rechtmäßige Besitzer, ein heimathloser Flüchtling . . ."

Dicht vor ihn hin trat Graf Rudolph; er war todtenbleich, aber sein Antlitz war ruhig und würdevoll wie zuvor.

„Kein Wort weiter, mein Herr! Solche Geständnisse zu deponiren, ist dieses Cabinet nicht der Ort. Ist wirklich eine solche That verübt, ist, was Sie berichten, mehr als eines Wahnsinnigen Hirngespinnst oder eines Elenden Erpressungsversuch, so werden Sie sofort in meiner Begleitung zur Kreisstadt fahren und dort an amtlichem Orte Ihre Aussagen wiederholen und belegen. Wir haben privatim nichts mehr mit einander zu thun."

Eldon schäumte innerlich, während sein Antlitz die Ruhe zu bewahren versuchte. Sein kühner Wurf war mißlungen: an dem ehrenhaften Charakter Rudolph's von Werther waren seine Hoffnungen, alle seine Combinationen gescheitert. Eine solche Redlichkeit hatte er nicht erwartet.

Mit seltener Geistesgegenwart faßte er sich. „Es sei, wie Sie wünschen," sagte er, sich verbeugend. „Gönnen Sie mir nur eine Stunde Zeit, meine Erinnerungen zu sammeln und den Documenten, die der

Sterbende meiner Fürsorge anvertraute, einige Notizen hinzuzufügen."

Der Graf neigte das Haupt. „In einer Stunde erwarte ich Sie." Mit einer stolzen Handbewegung war der Secretair entlassen; lautlos zog er sich zurück.

Die Gestalt des Edelmannes sank wie gebrochen zusammen; die Erwartung des Kommenden lähmte ihm Geist und Körper. Er konnte sich wohl denken, daß kein Mensch kühn genug sein könne, eine Sprache zu führen, wie er so eben aus Eldon's Munde vernehmen mußte, wenn dessen Behauptung nicht wenigstens einen Anschein oder einen Kern von Wahrheit aufzuweisen vermöchte.

Nicht weniger aufgeregt langte der Secretair in seinem Zimmer an. „Verloren, alles verloren!" rief er in höchster Wuth, die Brieftasche von sich schleudernd, die den an seinem Herrn begangenen Raub enthielt. „Diese Ehrlichkeit habe ich nicht erwartet. Ich sehe, wie es kommen wird: das Gericht wird Nachforschungen anstellen, natürlich nur zum Schein, und sie lässig betreiben. Graf Rudolph ist beliebt im Lande; Jeder gönnt ihm das Beste und wünscht die Herrschaft in seiner Hand erhalten zu sehen. Der Edmund wird dann für todt erklärt; unbestrittener als je nennt sich der jetzige Erbe auf Werther auch ferner Herr des Besitzes. Er hat die Ehre obendrein, — ich das Nachsehen, ich die Schande, statt des erhofften

Triumphes. Nimmer, nimmer soll das geschehen! Kann ich keinen Vortheil ziehen aus dem, was ich mir errungen durch eine Blutschuld, so will ich wenigstens mich rächen an diesem Geschlecht, das ich hasse aus tiefster Seele.“ Er stürmte in dem Gemach auf und nieder; tausend verworrene Gedanken, tausend Pläne durchkreuzten sein Inneres.

Plötzlich blieb er stehen und ein Strahl der Freude überflog sein Antlitz. „Frei bin ich,“ sagte er fast laut, „keine Fessel hält mich, mein ist die Welt. Wohlan, so will ich thun mit Eifer, ohne zu ruhen und zu rasten, was Andere gewiß ohne Erfolg thun würden, wenn ich das Document aus der Hand gäbe. Bleibt meine Mühe vergebens, ist es ja noch immer Zeit, es den Gerichten einzuhändigen. Jetzt aber mache ich mich auf, den verschwundenen Edmund, den Sohn des Hauses, aufzusuchen. Von Seltenau nennt er sich, nach der ihm zugefallenen Besitzung; der Instinct des Hasses soll mich leiten, und habe ich ihn gefunden, so will ich schon dafür sorgen, daß dieses Papier der Abgrund werde, der die Brüder auf ewig von einander trennt. Dann werde ich den wahren Erben einführen auf Werther als einen mir hoch Verpflichteten, mein Geschöpf; und ich werde es sein, der dem Rudolph und seiner Sippe die Thüre zeigt, wie er es wagte mir zu thun!“

Eine Stunde war verstrichen. Den letzten Theil derselben hatte Graf Rudolph, völlig zur Ausfahrt

gerüstet, in ängstlicher Spannung zugebracht, jeden Augenblick des Eintritts Eldon's gewärtig. Aber die Zeit verrann, ohne daß der Erwartete erschien. Endlich klingelte der Edelmann und befahl dem eintretenden Diener, den Secretair an die verabredete Fahrt zu erinnern. Aber der Bote kam ohne ihn zurück.

„Herr Eldon ist nicht in seinem Zimmer," meldete er. „Er hat in aller Eile seinen Koffer gepackt und in's Dorf tragen lassen. Er selbst ist schon seit einer halben Stunde fort. Diesen Brief gab er dem Peter, ihn dem Herrn Grafen einzuhändigen, sobald dieser nach ihm frage."

Ein Hoffnungsstrahl durchfuhr des Grafen Seele. Mit zitternder Hand erbrach er das Schreiben; es war nur kurz und lautete: „Ich trete zurück, mir bricht das Herz. Ein Wahnsinniger, ein Elender wäre ich, liehe ich meine Hand zur frevelhaften That irdischen Vortheils willen. Ich fliehe noch in dieser Stunde, mich allen Versuchungen zu entziehen. Das mir ausgesetzte Vermächtniß des Grafen Maximilian, meines gnädigsten Herrn, überweise ich den Armen; nichts will ich aus diesem Hause. George Eldon."

Graf Rudolph schickte einen Dankesblick empor zum Himmel. „Allmächtiger Gott! Dir sei Dank und Ehre!" sagte er, die Hände faltend. „Weißt Du es auch allein, ob jene Flucht des Elenden wirklich des Gewissens mahnende Stimme ist, oder nur eine Maske, um neue Bosheit unentdeckt auszuüben, so ist doch für den Augenblick der Sturm vorüber. Ich brauche den Namen

der Werther nicht von jeder Zunge nennen zu lassen, nicht Glossen aus Lästermund über ihn zu vernehmen. Und du, Todter, in deiner stillen Gruft schlummere ruhig weiter. Drückt dich jenseits noch der Gedanke an eine irdische That, die den Frieden deiner Seele erschwert, so sei ruhig: dein Sohn wird sie sühnen, sobald die Folge an ihn herantritt, und koste es ihm seinen Besitz, koste es ihm das Leben!"

8.

Der Gottesdienst war beendet; in dichten Schaaren strömten die Andächtigen durch die geöffneten Pforten des friedlichen Gotteshauses. Das Dorf Roseneck war der Mittelpunkt einer zahlreichen Gemeinde, und außerdem hatten die Einwohner der Umgegend gewußt, daß Friedel Hartmann wieder ein Mal singen werde, was in letzter Zeit nicht der Fall gewesen war. Nach allen Richtungen zerstreuten sich die Kirchgänger; die Höhen boten ein buntes, belebtes Bild. Hell leuchteten die buntfarbigen Röcke, die hohen Mützen der Weiber, mit Flitterwerk besetzt; es glitzerten die Silberknöpfe an den langen braunen Röcken über den langschößigen Westen der Männer im Sonnenschein, der so lustig strahlte bis hinein in die Kirche.

Aus dem Gotteshause traten drei Herren; es war der Director nebst seinem Factotum Rota, und in ihrer

Begleitung Edmund von Seltenau, in eleganter, für sein Alter fast zu jugendlicher Toilette.

„Per Dio!“ rief der Theaterlenker so laut, daß die Vorübergehenden sich nach ihm umblickten, „mein muß der Bursche werden; koste es, was es wolle! Se. Durchlaucht wiegt ihn mit Gold auf, und ich bin der Glücklichste aller Directoren. Ich will zu ihm, sogleich. Denken Sie: wenn ein Anderer uns zuvor käme!“

„Wollen Sie alles verderben?“ fragte Edmund fast unwillig. „Das strengste Geheimniß muß unsere Schritte lenken. Ich verschaffe Ihnen das Kleinod; lassen Sie mich nur sorgen, während Sie den neuen Frack zum ersehnten Orden bestellen. Dort kommt die Person, deren Hülfe wir nicht entbehren können. Gehen Sie voran; ich will mit ihr reden.“

Der Director zog sein Augenglas hervor und richtete es auf die Komödianten-Toni, die ebenfalls in der Kirche gewesen war und nun langsam ihrer entlegenen Hütte zuwanderte.

„Ah, das braune Mädchen, das mir schon gestern auffiel, und deren Herkunft Sie mir erklärten. Eine pikante, seltene Erscheinung! Wahrhaftig, ich hätte Lust, auch sie mitzunehmen, — wenn sie nur einigermaßen für die Kunst bildungsfähig ist.“

„Sie würden ihren höchsten Wunsch erfüllen, wenn es Ihnen gelänge, den jungen Menschen zu capern. Doch ich will sie einholen, ehe sie entschlüpft; bald bringe ich weitere Nachricht.“

Er eilte davon und hatte rasch die Komödianten-Toni erreicht, die, von ihm angerufen, stehen blieb.

„Ich habe mit dir zu plaudern, Toni,“ sagte er, „Wichtiges und Ernstes. Laß uns hier einbiegen, wo wir ungestört gehen können.“

Die Toni hatte heute ihren launischen Tag; sie war neugierig wie eine Katze und hatte längst ausgekundschaftet, daß der fremde vornehme Herr häufiger an Erna Walter's Wohnung vorüberging, als er mußte; und sie war erzürnt, daß er seit dem ersten Gespräch auf der Anhöhe sich nicht weiter um sie bekümmert hatte.

„Was soll's?“ fragte sie schnippisch. „Vom Wege abzugehen, habe ich nicht Zeit; ein armes Botenmädchen hat selbst für einen so vornehmen Herrn keine Minute übrig.“

Seltenau drückte ein Geldstück in ihre Hand. „Laß alle Botengänge,“ sagte er; „es handelt sich um Besseres. Ich habe für dich gewirkt. Der Eine der Herren, in deren Begleitung du mich sah'st . . .“

„Ist der Director eines Hoftheaters, das weiß ich,“ unterbrach ihn die Toni. „Will er mich engagiren?“ fragte sie spöttisch.

„Und wenn er, durch mich auf dein Talent und deine Erscheinung aufmerksam gemacht, es wollte? Wenn du, heute die zerlumpte Botengängerin, in einem Jahr vielleicht schon eine gefeierte Bühnenkönigin sein könntest, strahlend in Sammet und Seide und Geschmeide?“

Das Auge des Mädchens blitzte in höchstem Verlangen; aber plötzlich umschleierte sich ihr Blick. „Das wäre freilich sehr schön,“ sagte sie leise; „aber ich gehe nicht. Ihr wißt ja den Grund,“ fügte sie kaum hörbar hinzu.

„Ich weiß ihn; des Friedels halber bleibst du, auf die Gefahr hin, bei seiner Trauung mit der holden Erna der Braut die Schleppe tragen zu dürfen? Wenn es aber in deiner Hand läge, daß der Friedel das Dorf und Erna verließe und, ein großer gefeierter Sänger, dieselben Bretter beträte, auf denen du glänzen sollst? Wenn zwischen ihm und Erna, der Beneideten, eine unübersteigliche Kluft sich aufthäte, und er Niemand hätte als dich, zum Trost der blutenden Wunde seines Herzens?“

Das braune Mädchen stieß einen Ruf der Ueberraschung aus; sie schlug nun unaufgefordert den Weg ein, den Seltenau ihr vorgeschlagen.

„Laßt mich alles wissen, alles!“ sagte sie hastig. „Ihr bedürft meiner Hülfe, meiner Schlauheit, — das höre ich wohl. Was soll ich thun?“

Der Edelmann riß ein weißes Blatt aus seinem Taschenbuch und schrieb hastig einige Zeilen darauf. „Du sollst versuchen, unbemerkt dem jungen Manne diese Zeilen zukommen zu lassen; sie bescheiden ihn für diesen Abend zu einer Zusammenkunft mit dem Director,“ erwiderte Seltenau.

„Ich verstehe und werde es besorgen. Es ist, als ob ich bereits eine Ahnung des Kommenden gehabt.

Ich habe den Friedel heute Morgen gesprochen, habe ihm erzählt, daß der verunglückte Herr der Director eines großen Theaters sei und daß er sicher zur Kirche kommen werde, ihn singen zu hören. Und nicht wahr, der Friedel sang prächtig? Ich sah alle Leute weinen."

Seltenau ward ernst. „Ja, seine Stimme dringt in's Herz. Einen Augenblick war mir's, als ob ich alles abstreifen müsse, was von Erdensünde in meiner Seele haftet und ihn an meine Brust ziehen. Pah, Nerven sind's, nichts weiter! Ich schäme mich meiner Weichheit .... Also, du willst unsere Bundesgenossin sein, Toni?"

Das Mädchen legte ihre kleine braune Hand in die ihr angebotene Rechte des vornehmen Mannes. „Ich will's. Ich werde den Friedel abwarten, wenn er mit seinem Oheim von der Kirche nach Hause geht. Häufig pflegt Meister Hartmann mit einem Nachbarn oder guten Freunde unterwegs zu plaudern; da mache ich mich an ihn und richte Euere Botschaft aus. Laßt mich jetzt hurtig umkehren, ehe es zu spät ist."

„Und du wirst versuchen, ihn zu bereden, daß er der Einladung dieses Zettels folge? Zur elften Stunde der Nacht soll er im Garten des Gasthofs den Director finden."

„Er wird kommen; er ist eitel und spielt gern mit seinem Geschick, wie die Mücke, die um des Lichtes Flamme kreist. Aber Eines sage ich Euch: wird die Komödianten-Toni nicht engagirt, bekommt ihr den Friedel nicht! Bleibt der Friedel fest gegenüber der Ver-

suchung, die ihn ja nur zu Glück und Ehre führen soll, so hält die Komödianten-Toni in Roseneck aus, bis man sie auch hinausträgt auf den Armenkirchhof, wo man ihre Mutter bettete. Freilich wird ihr keine Hand Rosen streuen. Doch ich verplaudere die Zeit," unterbrach sie sich. „Auf Wiedersehen! Sobald der Zettel besorgt ist, bringt Euch der Hirtenbub, mein kleiner Freund, die Kunde."

Sie wandte sich um und war bald verschwunden. Nachdenklich blickte Seltenau ihr nach.

„Was ist's, was sich da regt?" fragte er, die Hand auf die Brust legend. „Soll ich's Gewissen, soll ich's Schwäche nennen? Schwäche, unziemliche Schwäche, ja das ist es! Indem ich für mich sorge, verhelfe ich ihm ja zum Glück. Hier wäre er verkommen; ich mache ihn reich und berühmt. Er kann sich bei mir bedanken und der Meister Hartmann obendrein, mein ehrbarer Todfeind. Die Würfel sind geworfen, mögen sie rollen. Wenn nur die holde Erna mir als Gewinnst erblüht; sie allein wäre im Stande, dessen bin ich mir bewußt, diesen stürmischen Sinn zu bändigen. Ein stilles, ungetrübtes Glück würde ich an ihrer Seite finden und alles sühnen, was auf mir lastet, indem ich ihr alle Liebe, alle Treue weihe, die ich einer Andern gebrochen.

9.

Am andern Tage verbreitete sich ein seltsames Gerücht durch Roseneck. Die Komödianten-Toni, hieß es, sei auf und davon; ihr kleines Häuschen stehe leer. Ein darin vorgefundener Zettel benachrichtigte den Amtmann, daß sie, dem Drange für die Bühnenkunst folgend, einen Antrag des Hoftheaters angenommen und die Künstlerlaufbahn betreten werde; mit Vieren solle man sie einst in's Dorf einziehen sehen und mit Gold wolle sie die Kupferpfennige aufwiegen, die man ihrer sterbenden Mutter als Almosen gereicht.

Die Meinungen im Dorfe über diesen Fall waren getheilt. Einige prophezeiten ihr eine glänzende Zukunft. Andere sahen sie im Bettlerspital auf Stroh enden, wie ihre Mutter; etwas Gutes gönnte ihr eigentlich Keiner. Man freute sich, sie aus dem Dorfe zu wissen; geschwätzig und zu jedem wilden Streiche aufgelegt, hatte die Komödianten-Toni es verstanden, sich in Furcht zu setzen, namentlich bei den Weibern. Die Mütter warnten ihre Söhne und die Bräute ihre Liebsten vor der Gefährlichen.

Nur auf Erna machte das Verschwinden der Komödiantin einen fast ängstlichen Eindruck; sie hatte nur zu klar in Toni's Seele gelesen. Sie kannte ihre Neigung zu dem Freunde, so wild und leidenschaftlich wie ihr Charakter selber, und zitterte für Friedrich, dessen

leicht aufwallenden und lenkbaren Sinn sie kannte. Ihre Entfernung deuchte dem sanften Mädchen nichts Gutes zu verkünden, und wie bange Ahnung lastete es den ganzen Tag über auf ihrer Seele.

Im Dorfe erloschen die Lichter, die Nacht war gekommen und tausend funkelnde Sterne traten hervor, wie eben so viele milde Gottesblicke, der schlummernden Erde zur Hut. Im Lehrerhause, hart am Ende des Dorfes, wo die Landstraße zum nahen Städtchen, einer Eisenbahnstation, vorüberzog, schlief alles; auch die bejahrte, stets leidende Mutter Erna's hatte ihre Augen geschlossen.

Dem jungen Mädchen aber ward es so eng und schwül im niedern Zimmer; leise erhob sie sich von ihrem Lager. Nachdem sie sich angekleidet, ging sie hinaus in den kleinen Vorgarten des Hauses, die milde und doch frische Nachtluft um Stirne und Wangen spielen zu lassen und das erregte Blut zu kühlen.

Eine Geisblattlaube erhob sich hart am Stacket, das den kleinen Raum von der Straße trennte; üppig schlangen die duftenden Ranken sich in und durch einander und bildeten eine grüne Mauer, die den in der Laube Sitzenden vor den neugierigen Blicken Vorübergehender schützte. Aber das junge Mädchen hatte nicht nöthig, sich zu verbergen; abgelegen war das Lehrerhaus, öde und einsam die Straße.

Sie setzte sich auf die Holzbank und athmete mit Entzücken den süßen Duft des Grüns ein und die reine Luft. Sie blickte empor durch die Ranken zum stern-

funkelnden Himmel, so licht wie ihre eigene Seele; und jene Erhebung durchdrang sie, die gute, warmfühlende Menschen überkommt, wenn sie allein sind inmitten der schweigenden Natur zur nächtlichen Stunde, allein mit Gott und Seinen hohen Wundern. Aber vom Erhabenen richteten sich ihre Gedanken wieder zur Erde; sie gedachte des theuern Jugendfreundes, und betete für ihn. Da stieg plötzlich ein anderes Bild vor ihres Geistes Auge empor; es war die Erinnerung an jenen Mann, dessen Blicke sie so seltsam verfolgten, dessen Augen so oft mit flehendem Ausdruck auf ihr ruhten. Sie konnte sich nicht beleidigt dadurch fühlen: denn es war, als erhebe der Mann sie zu einem Heiligenbild, und wie seine Augen, so sprach sein ganzes Wesen zu ihr. Seltenau hatte, ihm selber unbewußt, denn seine Neigung zu Erna kam aus der Tiefe seiner Seele, vollkommen den Eindruck erreicht, den er auf das junge mit der Welt und ihrer Weise unerfahrene Mädchen hervorbringen wollte. Erna empfand ein unerklärliches Mitleid mit dem vielgewanderten, nirgends heimathberechtigten Manne; sie las in seiner Seele und erkannte, daß sie friedlos war. Einer schweren Schuld konnte sie ihn kaum für fähig halten, und geringern Irrthum hatte er gewiß längst gesühnt.

In Gedanken verloren saß sie da, so still war's ringsum; nur der Nachtwind strich durch die Laube, daß die Blätter leise zusammen rauschten, als wollten sie plaudern mit einander von dem schönen, sanften Menschenkinde unter ihnen und ihrem Geschick.

Da kam es die Straße vom Dorfe daher, vorsichtig, mit leisem, scheuem Tritt. Erna lugte durch das Blättergewebe, das sie verdeckte; eine schlanke Mannesgestalt, vom Sternenlicht hell beschienen, näherte sich dem Lehrerhause. Ihr Herz erbebte: es war Friedrich Hartmann, der theuere Freund ihrer Jugend — zur Wanderschaft gerüstet, einen Stock in der Hand, eine kleine Tasche, augenscheinlich nur mit den nöthigsten Bedürfnissen versehen, an der Seite.

Immer zögernder wurde sein Schritt, je näher er der Stätte kam, wo er Erna in süßem Schlaf ruhend glaubte. Von ihm träumte sie vielleicht, — von ihm, und er . . . .

Dort oben im ersten Stock, das wußte er, lag ihre Kammer; das Lämpchen in derselben, das Erna nicht gelöscht hatte, schimmerte durch die weißen Vorhänge wie eine stumme Mahnung, — aber sie war zu schwach. Die Bäume rauschten und knisterten ihm zur Seite, es waren ja alte Bekannte und hatten ihn lieb. Ein Jeder rief in seiner Sprache: „Bleib'! bleib'!" Aber der Wind, der leichte Geselle, der ihre Mahnung zu seinem Ohr trug, er blies sie wieder hinweg und flüsterte ihm von ganz andern Dingen, daß seine Wange sich färbte und sein Blut höher wallte.

Und doch, er konnte nicht weiter; wie mit magnetischer Kraft fesselte ihn das kleine Häuschen, das arme, das unscheinbare, welches doch das höchste Kleinod der Erde barg, ein Herz voll Hingebung, voll Liebe und Treue.

Waren es seine Lippen, war es seine Seele, was sich da regte in süßem Wohllaut? Seine Stimmung löste sich in Tönen, und leise, leise klang es durch die Stille der Nacht:

„Leb wohl, nicht kann ich widerstehen
Dem innern Drang, der fort mich reißt.
Werd' ich dem Glück entgegen gehen?
Ist's Trug, das mir so goldig gleißt?
Des Schicksals unerforschten Mächten
Trau' ich den Nachen, wild umweht, —
Du aber, sprich in bangen Nächten
Dem armen Schiffer ein Gebet!"

Seine Stimme schmolz in Thränen, mit aller Macht ergriff ihn die Erinnerung. Dort streckte Erna weinend die Arme nach ihm aus, da klagte der greise Oheim um sein verlassenes Alter; ihm war's, als müsse er umkehren den Weg, den er gekommen. Doch nein, vor ihm liegt die Bahn der Ehre, des Reichthums; nicht für sich allein will er sie erringen, Alle sollen ja mit ihm glücklich sein, die sein Herz in Liebe umfaßt. Der Arme, er wußte nicht, daß das Leben durch Thore führt, die kein Zurückkommen gestatten, deren Gitter hinter uns geschlossen werden und die uns trennen von allem, was wir zurückließen jenseits des verhängnißvollen Pfades.

Er ermannte sich. Sollte Toni ihn als Feigling verspotten, sollte er wie ein Schulknabe dem Director und dem Herrn von Seltenau gegenüber stehen? Der erste Schritt war gethan, vorwärts mußte er, mochten auch die Wellen zusammenschlagen über seinem Haupte.

Schon hob er den Fuß zum Weitergehen, da schallte es wie ein leiser, klagender Ton durch die Nacht — wie ein Geisterhauch drang es zu seinem Ohr: „Friedel, geh' nicht fort! Bleib' bei uns, Friedel."

Alles Blut drang zu seinem Herzen. War es ein Traum? Erna's Stimme glaubte er gehört zu haben. Und keine Täuschung der Sinne war's. Da stand sie selber, fast verdeckt vom dichten Grün, inmitten der Laube, deren Blätterwerk ihre Hände zu theilen versuchten. Im Scheine der Sterne sah ihr Antlitz so zart, so bleich aus, als gehöre es kaum einer Lebenden.

„Friedel," wiederholte sie, „ich weiß, was du vor hast. Eine bange Ahnung lastete den ganzen Tag auf mir. Sie haben dich berückt, Friedel, der fremde Director, sein Vertrauter und die wilde Toni, — selbst Herr von Seltenau. Aber höre nicht auf die Stimme der Verlockung; bleib' bei uns, bleib' bei deinem Oheim — ihm bricht das Herz."

„Ich kann nicht, Erna; ich kann's nicht länger so tragen!" rief der Jüngling leidenschaftlich. „Ich hatte diesen Abend einen Streit mit ihm, als ich ihm von meiner Neigung sprach, mit dem Director zu gehen und Sänger zu werden. Zum ersten Mal ward er heftig und aufgeregt; er sprach von meinen Eltern, deren Erwähnung er sonst stets vermied. Es scheint, als habe mein Vater nicht gut an ihm gehandelt; denn er redete von wüstem Treiben, das mir, als im Blut steckend, vererbt sei. Im Unfrieden trennten wir

uns; aber als ich heimlich das Haus verließ, da schlich ich mich vorher in sein Schlafzimmer und drückte ihm leise den Abschiedskuß auf die Stirne."

„Haben sie es schon so weit gebracht, Unfrieden zwischen Verwandte zu säen?" klagte Erna. „Bedenke den furchtbaren Schritt, den du vor hast. Wenn deine Stimme nicht den Erwartungen entspräche, die du darauf setzest? Wenn ein Unglück, eine Krankheit plötzlich dir das trügerische Kleinod raubte, das du zu besitzen glaubst? O Friedel, Friedel, gleiche nicht dem Schatzgräber des Märchens, der mit der Wünschelruthe das Gold aus der Erde hebt, es in wüstem Gelage zu verprassen, und eines Morgens erwachend, seinen Reichthum zerschmolzen sieht wie Schnee vor der Sonne, und sich selbst als Bettler, wie zuvor."

Fast wild lachte der junge Mann auf: „Warum vergräbt der Schatzgräber im Glück nicht selber Schätze?" rief er. „Sei ohne Sorge, Erna; bald wirst du mich wiedersehen, ein gefeierter Mann, bedeckt mit Lorbeeren und Gold. Und alles lege ich zu deinen Füßen."

Wie erschreckt trat Erna zurück. „Zu meinen Füßen? Bühnenlorbeeren zu meinen Füßen, Bühnengold zu meinen Füßen? Kämst du arm, gebrochen zurück, ein Verzweifelnder, gestürzt aus der Höhe deines Uebermuthes, und keine Thüre öffnete sich dir, ich hieße dich willkommen. Aber die Gattin eines Bühnenhelden . . . o niemals . . . niemals!"

„Erna!"

„Soll ich den Mann, dessen Namen ich trage, in wechselnder Gestalt jeden Tag auf den Brettern sehen, jeden Tag neue Stimmungen heuchelnd und mit Leidenschaften spielend, die sein Herz nicht empfindet? Soll ich stets zittern für ihn, da eine Laune des Publicums, die Cabale eines Collegen oder eine Unpäßlichkeit ihm mit einem Schlage die Carrière vernichten kann? Soll ich meinen Gatten dem Urtheil jedes Unberufenen unterworfen sehen, des Zeitungsschreibers, den vielleicht ein leichtes Wort von ihm verletzte, des Lehrburschen, der für seinen bezahlten Platz auf der Galerie das Recht zu haben glaubt, eine Bühnengröße auszupfeifen?"

„Ich wundere mich über deine Beredtsamkeit," unterbrach der junge Mann sie erstaunt; „man sollte meinen, du seiest in der Theaterwelt zu Hause!"

„Beredtsamkeit leiht die Angst, die Angst ersetzt Erfahrung, und ich ängstige mich um dich, Friedel," entgegnete Erna. „Du bist verloren, wenn du dieses friedliche Dorf im Rücken hast. Hier umwehen dich noch die guten Geister, hier verlebtest du deine Kindheit; alle heiligen Erinnerungen werden hier wach und rufen dir zu: gedenke unser. Hast du aber den Markstein überschritten, so gehörst du dem bösen Geiste! Gewaltig zieht dich jenes Mädchen, die Toni, in ihren verderbenden Kreis, und nicht zurück kannst du, — ihr gehörst du und mit ihr den dunkeln Mächten."

„Ich gehöre ihnen nicht, wenn du mir versprichst, mein Weib zu werden."

„Bleib', und willst du nicht im Dorfe weilen, rede mit deinem Oheim. Ergreife jeden andern, weniger schimmernden Beruf, jedes ehrenvolle Handwerk, und in dieser Stunde betrachte ich mich als deine verlobte Braut."

„Erna, soll ich mein Glück dahin geben?"

„Dein äußeres vielleicht, ja. Aber was du an ihm verlierst, gewinnst du an innerm Halt, am Frieden deiner Seele. Denn stark muß die Seele sein, die fest bleibt auf dem blumenbesäeten und doch so schlüpfrigen Pfade, den du betreten willst; die Gefahren, die ihr drohen, muß sie kennen, allen Verführungen zu trotzen im Stande sein, die lockend nach ihr die Arme ausbreiten und — Friedel, deine Seele ist nicht stark."

„Erna, sei nicht hart, nicht grausam; ich schwöre dir . . ."

Warnend erhob Erna die Hand. „Schwöre nichts, Friedel," sagte sie; „aber versprich, mir gut zu bleiben und fromm; versprich, unser zu gedenken. Und wenn die Versuchung lockend heran tritt, dich mit Rosenketten zu umstricken, so erinnere dich an deines Oheims ernstes, ehrwürdiges Antlitz, so erinnere dich, daß Erna um dich bangt, sich um dich härmt, und versuche fest zu bleiben, versuche . . . ."

Sie hatte mit den Thränen gekämpft, die ihre Stimme zu ersticken drohten, aber vergebens; nun quollen sie hervor die heiligen Perlen, die Gott dem Menschen als Dolmetscher des Herzens verliehen, und

rollten die Wangen hernieder bis auf das Laub, wo sie hängen blieben wie leuchtende Tropfen.

Tief ergriffen faßte der Jüngling ihre Hand. „Weine nicht, Erna," sagte er; „mache mir das Herz nicht noch schwerer. Alles verspreche ich dir, — zurücknehmen wirst du noch das harte Wort, das deine Lippen in dieser Stunde zu mir gesprochen. Aber ein Andenken an diese Stunde will ich von dir, einen Talisman, der mich schütze vor Versuchung, und wenn sie mir naht, mich an dich mahne, an meinen guten Engel, der für mich wacht, der für mich betet."

Erna machte ein Kreuzchen los, das sie an einer Schnur am Halse trug; es war schlicht von leichtem Golde gearbeitet, ohne weitern Schmuck noch Zierrath.

„Nimm das Kreuz," sagte sie; „es ist werthlos, denn wir sind arm. Du weißt es, Friedel. Aber einen Werth hat es dennoch für mich und gewiß auch für andere gute Menschen. Dieses Kreuzchen schenkte mein armer Vater der Mutter, als er ihr die Nachricht überbrachte, daß ihre jahrelange Brautzeit zu Ende gehe und er die Lehrerstelle zu Roseneck erhalten habe. »Denk' daran!« steht als Inschrift eingegraben, und »denk' draran!« rufe ich dir zu, Friedel, dem Scheidenden, der schutzlos, unbekannt mit des Lebens Klippen und Tiefen, sich hinauswagt auf die sturmbewegte See. Denk' daran, denk' daran!"

„Ich werde daran denken, Erna!" rief Friedel. „Heilig wie eine Reliquie soll mir deine Gabe sein."

„Aber auch Reliquien werden entweiht," sagte Erna gedankenvoll; „und wenn ich denken müßte, daß eine Stunde käme, wo dieses Kreuz zum frevelnden Spiel übermüthiger Laune diente! ... Versprich mir," fuhr sie fort, „wenn ein Tag käme, wo du dich nicht mehr im Stande fühlen solltest, das Gelöbniß zu erfüllen, das du mir gethan, mir das Kreuz zurück zu senden, so rein, so unbefleckt durch böse Wünsche und Gedanken, wie ich es dir als letztes Zeichen meiner Treue übergebe. Mein Gebet, meine Thränen hängen daran; möchte es ein Schutzgeist für dich werden, und möge Gott mit dir sein und mit deinem Wandel. Leb' wohl!"

„Erna!" Er kniete vor dem Geländer der Laube, durch deren Grün das junge Mädchen sich zu ihm neigte, er hob wie flehend die Arme empor, und Erna drückte einen leisen Kuß auf seine Stirne, einen Kuß, wie die Schwester ihn dem scheidenden Bruder spendet.

Empor sprang der Jüngling. „Erna, leb' wohl; ich selbst komme, dir das Kreuz zu bringen und es zu tauschen gegen eine Braut. Blicke vertrauend in die Zukunft und sei der Trost meines Oheims. Auf Wiedersehen!"

Er stürmte davon. Bald war das Geräusch seiner Schritte verhallt; ringsum war alles wieder still. Nur ein Rauschen klang wieder hin und her, als hätten die geschwätzigen Blätter einander gar viel zu erzählen. In der großen Linde, die sich gerade über dem Lehrerhäuschen am Wege erhob, ächzte ein

Vöglein im Neste, als träume es schwer; durch die Nacht aber ging ein scharfer, kalter Hauch, der Blume und Blüthe erbeben machte. Erna schauerte zusammen: sie fühlte ihn durch ihr Seele streifen. War es der Mehlthau, der sich auf ihre Hoffnung, ihres Glückes Knospe legte?

In der Frühe des andern Morgens machte Erna sich auf und begab sich in das Haus des Meisters Hartmann; es drängte sie, dem verlassenen Manne wenigstens den Trost der guten Vorsätze zu überbringen, die Friedel ihr beim Scheiden gelobt hatte. Ihr Anzug, sauber und zierlich wie immer, wenn auch von höchster Einfachheit, verrieth nicht die trübe Stimmung ihrer Seele; wohl aber war ihr Antlitz bleich, wie nie zuvor, und ihre Augen zeugten von den Thränen der schlaflos hingebrachten Nacht.

Sie traf Meister Hartmann im Wohnzimmer des Erdgeschosses. Er mußte schon den Abschiedsgruß seines Neffen und dessen Entschluß, sich der Bühne zuzuwenden, gelesen haben; denn ernster und härter als je erschien ihr der Ausdruck seiner Züge, eine tiefe Falte lag zwischen seinen Brauen und um des Mundes Winkel gegraben.

Als Erna eintrat, wandte er sich ab.

Das junge Mädchen verstand die Bewegung. „Ich habe keinen Theil daran, Meister Hartmann," sagte sie. „Es hätte mich getroffen wie Euch, ganz uner-

wartet, hätte nicht in dieser Nacht mich die Wärme vom Lager und in den Garten getrieben; dort sah ich ihn vorbei ziehen. Dort habe ich Abschied genommen von ihm, — mir ist, als ob für eine Ewigkeit."

Hartmann wandte sich um und sah ihr groß und voll in's bleiche Antlitz. „Ich glaube dir, Erna. Auch an dir hat er viel gut zu machen. Gib du ihn wenigstens noch nicht ganz verloren, wie ich es thun muß."

„So wollt Ihr ihn ziehen lassen?" fragte das junge Mädchen überrascht. „Weshalb nicht versuchen, seiner Spur zu folgen und ihn zurück zu führen zu uns?"

Hartmann schüttelte das Haupt. „Ihn zurück führen? Da müßte anderes Blut in ihm stecken! Mit Spott würde er mich heim schicken. Laß ihn dahin fahren, dahin — und doch, weiß Gott, seine Seele ist gut und edel, und geliebt habe ich ihn wie mein eigen Kind ... Erna, nun bin ich ganz allein."

Die Stimme des Mannes ward rauh; er kämpfte mit den Thränen, die seine Stimme zu ersticken drohten.

„Nicht allein seid Ihr, Meister Hartmann! Euch bleibt die Liebe, die Treue, die ich Euch weihe; Euch bleibt die Hoffnung, daß er unsere Furcht zu Schanden mache und ein edeler, guter Mensch bleibe auch auf schlüpfriger Bahn. Er versprach es mir, und er wird sein Wort halten."

„Meinst du?" Um Hartmann's Lippen zuckte ein bitteres Lächeln. „Der Geist ist willig, aber das

Fleisch schwach, sagt die heilige Schrift. Ich wenigstens will nichts mehr hören und sehen von ihm und von der ganzen Welt. Ich will fort von hier, mein Häuschen verkaufen und eine Reise machen; mir graut vor dem Alleinsein. Meine wahre Heimath mußte ich verlassen, weil an dem Stückchen Erde, an jedem Baum, an jeder Blume eine trübe, düstere Erinnerung für mich haftete; jetzt meide ich den Ort, wo ich eine zweite Heimath fand. Ich bin ein sonderlicher Mensch und könnte hier nimmer den Frieden meiner Seele finden, wo alles mich an ihn mahnt. Ich habe ihn so lieb gehabt! — wenn ich's ihn auch nimmer merken ließ."

„Ihr wollt Roseneck verlassen, um nicht wiederzukehren. Ihr auch?"

Erna's Stimme bebte; mit Meister Hartmann's Scheiden fühlte sie jeden Halt schwinden.

„Ich vermag's nicht. In einen stillen, unbeachteten Erdenwinkel, in ein Dorf Englands, wo ein alter Freund als Pfarrer lebt, will ich mich flüchten. Dort will ich mir ein neues Asyl suchen, aus dem mich hoffentlich nur der Tod vertreiben wird. Sprich kein Wort, Erna — unwiderruflich ist mein Entschluß."

Schweigend reichte ihm Erna die Hand; sie kannte Hartmann's festen Willen.

10.

Vor dem Wirthshause zu Roseneck hielt ein Wagen. Ein blonder junger Mann in grauem Reiseanzug mit weißer Cravatte entstieg demselben und begab sich in's Innere, nachdem er mit dem fein gekleideten Herrn, der eine Cigarre rauchend auf der Bank vor dem Eingangsthor saß, einen höflichen Gruß getauscht hatte.

„Finde ich den Herrn Richard Nota, Secretair des Director Frassini, noch in diesem Dorfe anwesend?“ fragte er den diensteifrig herbei geeilten Wirth.

„Bedauere, Herr Nota und der Director haben seit gestern das Dorf verlassen und sind nach der fürstlichen Residenz zurückgekehrt.“

Der junge Mann stieß einen Ruf des Unmuthes aus. „So muß ich ihnen dorthin folgen; wenigstens habe ich doch nun Auskunft gefunden, wo ich ihn treffe. Seit drei Tagen verfolge ich seine Spur, doch heute will ich hier verweilen. Ich bin ermüdet; besorgen Sie mir ein Zimmer und ein gutes Essen.“

„Es soll im Augenblick bereitet werden!“ rief der Wirth und eilte davon, während der Fremde wieder vor die Thüre trat und ebenfalls auf der Bank Platz nahm.

Ein leichtes Gespräch entspann sich zwischen Beiden; augenscheinlich schien der jüngere blonde Mann Geschmack an der Unterhaltung des ältern zu finden,

obgleich Herr von Seltenau, dem das Wesen des Angekommenen nicht gefiel, sich ziemlich einsilbig zeigte.

„Ich bin erfreut, endlich erfahren zu haben, wo ich Richard Nota, meinen Freund, finde," sagte derselbe eben. „Allein in der Welt und in einem schwierigen Unternehmen begriffen, bedarf ich eines erprobten Freundes Rath und Hülfe."

„Wollen Sie sich etwa der Bühne widmen?" fragte Seltenau nicht ohne Ironie.

George Eldon, denn kein Anderer als der Secretair des heimgegangenen Grafen Maximilian von Werther war der Reisende, erröthete leicht. „Das nicht," sagte er; „indessen bin ich doch in einer Lage, wo mir Jemand dienen kann, der Welt und Menschen gesehen. Ich suche einen Verschollenen, um ihm eine wichtige Botschaft zu überbringen, — den jüngern Sohn einer Familie, der hinausgewandert ist in die weite Welt, sich auflehnend gegen die steifen Formen, in die man ihn zu schmieden gedachte, nicht ahnend das Unrecht, welches man an ihm verübt."

Seltenau horchte auf. „Und ist Ihre Mission, den verlorenen Sohn zurückzuführen nach dem Hause seiner Väter, daß ihm ein Kalb geschlachtet werde zur Ehre, und daß Schwäher und Basen, Vettern und Muhmen dem reuigen Sünder die welken, hagern Arme entgegen strecken? Meinen Sie, daß er kommen wird, wenn Sie ihn finden, vielleicht in lustiger Gesellschaft, das Champagnerglas in der Hand, vielleicht im Spital, wenn nicht schon längst die Erde sein rastloses Herz

deckt? Ich kenne solche verlorene Söhne, ich bin ja selbst einer. Oft zieht mich das Herz wohl hin, und ich möchte den alten Vater wiedersehen und den Bruder, der doch eigentlich immer sanft war und gut; aber dann kommt der Gedanke an das geschlachtete Kalb, an die Thränen und Küsse und Vettern und Basen — — ehe ich das durchmache, lieber zurück zu den Rothhäuten America's."

Er erhob sich, um zu gehen. Ungern sah Eldon ihn scheiden. Es lag in seiner Gewohnheit, sich so viel als möglich an Leute zu drängen, die durch Vorzüge des Geistes, der Geburt oder des Geldes über ihm standen; es konnte ja nur sein Vortheil sein.

„Eben dort bei den Rothhäuten fürchte ich meinen Verschollenen suchen zu müssen," sagte er lachend, „wenn er anders Ihnen nicht ein Mal über den Weg gekommen und Sie mich anderswo hinweisen können."

„Und wie nennt sich das arme Wild, auf das Sie jagen?" fragte der Edelmann, schon halb in der Thüre.

„Er nennt sich Edmund von Seltenau und ist der jüngere Sohn des Grafen Maximilian von Werther, der unlängst das Zeitliche gesegnet. Der Bruder..."

Hastig war der Fremde vorgetreten und packte den Secretair an den Schultern; er war sehr bleich geworden und seine Stimme bebte. „Mann, was sprechen Sie: Graf Maximilian von Werther todt?"

„Todt," wiederholte der Secretair, wie ein dumpfes Echo.

„Es war mein Vater; ich bin Edmund von Seltenau."

Ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr den Lippen des Secretairs, auch er sprang von seinem Sitze auf. „Wäre es möglich? Ein Zufall gäbe mir heute schon das Ziel meines Strebens in die Hand, das zu erreichen ich eine Welt durchwandern zu müssen glaubte! Sie Edmund von Seltenau?"

„Verschonen Sie mich mit Fragen und Vorwürfen, mit Erbschaftsmittheilungen, obgleich der jüngere Sohn ja keine Ansprüche hatte. Nur Eines sagen Sie mir: Waren Sie in den letzten Augenblicken um meinen Vater? Wie starb er?"

„Ich hatte die Ehre, obgleich nur in der Stellung eines Privat-Secretairs, wie ein Sohn von dem theuern Verstorbenen behandelt zu werden. George Eldon ist mein Name. Wie er starb? In nächtlicher Stunde vom Schlage getroffen. Die Reue zehrte an seinem Leben wie ein giftiger Wurm — und selbst meine ganze Zärtlichkeit, meine Treue vermochte ihn nicht zu trösten."

„Die Reue? Mein Vater bereuend? Ihn suchte doch nicht die Einbildung heim, daß seine Strenge mich fortgetrieben? ... Mein guter Vater! Freiwillig ging ich; ich konnte ihn doch nicht zum dritten Mal meine Schulden bezahlen lassen."

„Das war auch nicht der Vorwurf, der dem alten Manne jeden Tag des Seins vergällte. Ihm brach das Herz ob des furchtbaren, ungeheuern Unrechtes, das er seinem Sohne Edmund angethan, da dieser noch auf

dem Arm der Wärterin der Welt entgegen lallte, unkundig, daß man ihm schon in der Wiege des Geschickes Loose vertauscht und ihn, der zum Gebieter bestimmt, zu einem Abhängigen machte."

Seltenau horchte auf. „Was soll das heißen?"

„Sind Sie wirklich der Sohn des Grafen Maximilian von Werther, so werden Sie mir sagen, ob Ihnen die Hand bekannt ist, welche diese Zeilen schrieb?"

Er zog mit diesen Worten ein Document aus der Tasche und zeigte es dem Edelmann. Es war dasselbe, das er räuberisch in jener Schreckensnacht im Schlosse Werther an sich gebracht hatte.

„Die Hand meines Vaters!" rief Seltenau bewegt.

„Dies Document," fuhr Eldon fort, „so sprach zu mir mein theuerer Gebieter kurz vor seinem Hinscheiden, dies Document reiche, sobald ich meine Augen geschlossen, meinem Sohne Rudolph und sorge, daß es vollzogen werde, wie das Recht es gebeut, auf daß ich der Sünde Schuld nicht hinüber nehme in das Jenseits. Ich gehorchte seinem Befehl, ich zeigte es noch am Tage der Beerdigung dem Grafen Rudolph. Er wie seine Gemahlin und Tochter hatten mich immer mit scheelen Blicken angesehen; sie gönnten mir die Zuneigung des alten Herrn nicht. Oft klagte Graf Maximilian, daß Rudolph, seine Gehässigkeit unter der Maske der Sanftmuth und Güte versteckend, ihn noch zwingen werde, mich gehen zu heißen, wie er versucht, den theuern Sohn Edmund aus seinem Herzen

zu reißen und nicht aufhöre, den Abwesenden mit Bitterkeit zu verfolgen."

Ein Roth des Zornes überflog das dunkele Antlitz Seltenau's, sein Auge flammte. „Später sollen Sie mir sagen, was das Document enthält; jetzt berichten Sie weiter! Als nun mein Vater todt und Sie mit diesem, Ihnen anvertrauten Document zu meinem ... zu dem Grafen Rudolph kamen?"

„Da versuchte er zuerst mit List und mit Gewalt mich meines Kleinods zu berauben. Aber als er sah, daß ich fest blieb, glaubte er meine Treue, mein Gelöbniß erschüttern zu können, er bot mir Gold in Hülle und Fülle. Ich wankte nicht. Da spielte er den höchsten Trumpf aus, den er einzusetzen vermochte: die Hand seiner Tochter und mit ihr die Aussicht auf das Werther'sche Majorat!"

Der Erzähler machte eine Pause, als wolle er die ganze Wirkung seiner Rede an dem Zuhörer vorübergehen lassen.

„Ich ahne, was das Document enthält," sagte Seltenau dumpf. „Und was beschlossen Sie?"

„Der Stimme des Gewissens zu folgen und den zweiten Theil meines, dem Grafen Maximilian geleisteten Schwures zu erfüllen. »Wenn du meinen Sohn nicht zu bereden vermagst, freiwillig meinen Willen zu erfüllen,« hieß sein Gebot, »so versuche, ob du, die Welt durchreisend, meinen Sohn Edmund nicht auffindest, damit er selber sein Recht vertrete. Dann mag auch das irdische Gericht einschreiten. Ist er

aber todt, bleibt er trotz deiner Mühen verschollen oder findest du ihn unwürdig meines Namens wieder, so soll kein Flecken auf dem Namen Werther haften und alles bleiben wie es war. Dann, wenn fünf Jahre verstrichen, sollst du zu meinem Grabe kommen, auf demselben das Papier durch Feuer vernichten und das Häuflein Asche in die Winde blasen.« Ich hielt mich, nachdem die Drohungen und Verheißungen des Grafen Rudolph mir gegenüber fruchtlos geblieben waren, ferner nicht mehr sicher im Schlosse Werther. Ich ließ einige Zeilen für den Grafen zurück und entfloh, um die abenteuerliche Pilgerfahrt zu beginnen, welche Pflicht und Gewissen mir anzutreten befahlen."

„Was schrieben Sie meinem Bruder?" fragte Seltenau. „Ich muß alles wissen, um klar zu sehen."

„Ich erwartete diese Frage. Eine Copie habe ich mir bewahrt," entgegnete der Secretair, dem Edelmann ein Papier reichend.

Es war eine Abschrift des Briefes den der schlaue Eldon in seinem Zimmer zurückgelassen hatte, eines Briefes, der eben so gut das Ergebniß der Furcht eines Schuldbewußten sein konnte, als das des Unwillens eines Schuldlosen, sich böse That zugetraut zu sehen.

Mit bebender Hand reichte Seltenau das Papier zurück. „Und nun zur Hauptsache. Lassen Sie mich das Document sehen."

Eldon erhob sich und steckte das Schreiben wieder ein.

„Verzeihung, gnädiger Herr. Wäre ich selbständig, Ihr Auge, Ihr Wesen, ja selbst der tief zu Herzen dringende Klang Ihrer Stimme wären für mich entscheidend und überzeugend. Ich hege kein Mißtrauen, aber mich bindet der einem Todten geleistete Schwur. Sobald Sie mir Ihre Identität bewiesen, sobald Sie mich überzeugt, daß den Namen, den Sie führen, kein Flecken verdunkelt . . ."

„Ich werde Sie von allem überzeugen. Folgen Sie mir in mein Zimmer."

Der Secretair verbeugte sich. „Ich stehe dem Sohne meines theuern Gebieters zu Diensten und hoffe, der Erste sein zu dürfen, der ihn unter dem Namen begrüßt, den Geburt ihm bestimmte und Menschen-Irrthum ihm entzog."

II.

Es war die stille Zeit der Trauer. Vierzehn Tage hatten die Bewohner des Schlosses Werther in stillem Familienkreise verbracht. Der alte Graf Maximilian hatte zwar niemals unter ihnen geweilt und Theil an ihrem häuslichen Glück genommen; aber es war doch, als ob etwas fehle im Hause, als ob ein Platz leer geworden, den man nicht wieder ausfüllen könne. Zudem war die kleine Familie durch das jetzt so seltsame Wesen des Grafen Rudolph beängstigt. Er war fort-

während in trüber Stimmung, die ab und zu von Momenten der Heftigkeit unterbrochen ward; auffahrend wurde er dann gegen die Dienerschaft, ja selbst Kind und Gattin hatten von seiner Aufwallung zu leiden, die er freilich später durch verdoppelte Liebenswürdigkeit zu vergüten suchte. Es war, als ob ein Alb auf ihm laste, dessen er sich nicht zu erwehren vermöchte.

Eldon's Verschwinden versetzte auch die Gräfin in Unruhe, um so mehr, da ihr Gatte alle Fragen nach ihm abwies oder auffallend kurz beantwortete. Ein düsterer Geist hatte über Schloß Werther seine Fittiche ausgebreitet und lähmte jede Herzlichkeit, jeden traulichen Erguß der Seele, und trübte das innige Zusammenleben, das sonst stets in dem kleinen Kreise gewaltet.

Es war Nachmittag. Man hatte das Mittagsmahl schweigend eingenommen. Wie gewöhnlich wurde der Kaffee auf der Terrasse aufgetragen, von der aus man ein gutes Stück des Weges überblicken konnte. Es war dies sonst eine der fröhlichsten Stunden für die Familie gewesen; Graf Rudolph pflegte dann stets in vollem Maße seine ihm angeborene Herzlichkeit walten zu lassen. Selbst das zurückhaltende, ernste Wesen seiner Gemahlin schien hier heiterer zu werden, während Melanie sich ganz dem wonnigen Gefühle hingab, inmitten des theuern Elternpaares ihre Jugend ungetrübt verleben zu dürfen.

Aber selbst zu dieser Stunde wollte heute der alte gewohnte Geist nicht über die kleine Gruppe kommen,

die um den Tisch saß. Jeder, seinen Gedanken hingegeben, blickte in die Ferne, als müsse von dorther das Heil oder doch des düstern Räthsels Lösung kommen. In seinen Sessel zurückgelehnt, ließ Graf Rudolph den Dampf seiner Cigarre in blauen Ringen durch die Luft kräuseln. Gattin und Tochter, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, wechselten hin und wieder leise, flüchtige Worte.

Endlich nahm Graf Rudolph das Wort. „Nein,“ sagte er, indem er die Cigarre weit von sich schleuderte, ein Zeichen seines festen Entschlusses, „nein, so kann es nicht bleiben! Seitdem dieser Eldon unser Haus verließ, mystische Worte des Abschiedes zurücklassend, drückt mich die Ungewißheit zu Boden, ob ein Schurke mich belog oder ob ich selbst ein Ursurpator fremden Gutes bin, freilich ohne mein Wissen. Ihr, meine Theuern, mußtet darunter leiden. Vergebt mir.“

Er reichte Gattin und Tochter die Hand, die Melanie mit ihren Küssen bedeckte.

„Also täuschte unsere Ahnung uns nicht,“ sagte die Gräfin. „Deine Aufgeregtheit, dein verstörtes, uns gänzlich fremdes Wesen, es hängt mit dem unerklärlichen Verschwinden jenes uns stets antipathischen Menschen zusammen?“

„So ist es. Aber schon morgen will ich mir Beruhigung zu verschaffen suchen. Der greise Obergerichtsrath Karstens in der nächsten Stadt war stets ein treuer Freund und Berather unseres Hauses; an ihn will ich mich wenden, ihm meine Zweifel enthüllen.“

„Ein Wagen biegt in die Straße zum Schlosse ein, zwei Herren sitzen darin,“ unterbrach Melanie ihren Vater.

In der That flog ein eleganter Reisewagen, von zwei stattlichen Pferden gezogen, die Landstraße daher. Zwei Herren saßen im Fond; ihre Absicht, das Schloß zu besuchen, war augenscheinlich.

Der Graf trat an die Balustrade der Terrasse. „Vielleicht entfernte Verwandte, die kommen, um nachträglich ihr Beileid über das Ableben meines Vaters zu bezeugen, oder Fremde, die Schloß und Park besichtigen möchten? Ich bin kaum in der Stimmung, Jemanden zu empfangen . . . Doch nein,“ unterbrach er sich, unwillkürlich erbleichend, „was ist das? Der Eine von ihnen ist kein Fremder. Margarethe, erkennst du den blonden jungen Mann?“

„Es ist Eldon! Mein Gott, was mag er nur wollen?“ rief die Gräfin überrascht.

„Nichts Gutes!“ erwiderte ihr Gatte, kaum vernehmbar.

Das Gefährt kam näher; es war kein Zweifel, George Eldon war der eine seiner Insassen, der andere ein kleiner corpulenter Herr mit goldener Brille und weißer Cravatte. Ein großes Portefeuille lag vor ihm auf dem Sitz.

„Bleibt hier, ich bitte euch!“ sagte der Graf hastig. „Ich werde die Herren in meinem Zimmer empfangen; sobald sie anlangen, sollen sie mir gemeldet werden.“

Er enfernte sich eilig und begab sich in sein Cabinet; dort, zitternd vor Aufregung, denn das Ungewisse ist doppelt drückend, erwartete er das Kommende. Er brauchte nicht lange zu harren. Nach leisem Klopfen öffnete der Diener die Thüre und meldete den Rechtsanwalt Dr. Windfried aus der Residenz und Herrn George Eldon.

„Sie mögen kommen!"

Graf Rudolph ließ sich in seinen Sessel nieder und harrte der Gemeldeten. Mit der ganzen Würde des Edelmannes empfing er die beiden Herren, als sie die Schwelle überschritten hatten und ihn mit einer Verbeugung begrüßten.

„Sie wünschen mich zu sprechen?"

„In dringender Angelegenheit," nahm der Anwalt das Wort, während der ehemalige Secretair sich schweigend zurückzog und nur seinen stechenden Blick mit dem Ausdruck des Triumphes auf den Sohn seines verstorbenen Gebieters richtete. „Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Rechtsanwalt Doctor Windfried aus der Residenz. Ich glaube hoffen zu dürfen, daß das Vertrauen, welches man allseitig mir entgegenträgt, meinen Namen Ihnen nicht ganz unbekannt gelassen habe. Erlauben Sie, daß Ihnen nähere Legitimation . . ."

Höflich ablehnend winkte Graf Rudolph. „In der That, Herr Doctor, Ihr Name ist mir nicht fremd," sagte er verbindlich; „es bedarf keines weitern Be-

legs. Dürfte ich um Mittheilung der Angelegenheit ersuchen?"

Der Anwalt verbeugte sich. „Ihr Vertrauen ehrt mich," sagte er. „So vergönnen Sie mir denn in erster Beantwortung Ihres Verlangens, den Ihnen persönlich bekannten Herrn George Eldon als General-Bevollmächtigten des Herrn Grafen von Werther vorzustellen, dessen Anordnungen selbst für mich maßgebend sein müssen."

„Eldon, der Bevollmächtigte meines Vaters?" rief Graf Rudolph empört. „Nein, mein Herr, das erkenne ich nicht ohne Weiteres an. Zu weit . . ."

Der Anwalt lächelte. „Der Graf Werther, von dem die Rede ist, könnte wohl schwerlich Ihr Vater sein. Ich meine den Grafen Edmund von Werther."

„Edmund von Werther? Edmund ward mein Bruder, der jüngere Sohn des Hauses, getauft; aber sein Name ist Seltenau, nach dem Gute, das dem zweiten Sproß unseres Geschlechtes eigenthümlich ist."

„Es thut mir leid, Sie aufmerksam darauf machen zu müssen, mein Herr, daß Sie Personen und Begriffe verwechseln," sagte der Rechtsanwalt. „Freilich trägt jahrelanger Irrthum daran die Schuld. Nicht Sie nennen sich Werther mit Fug und Recht, sondern ihr Bruder Edmund. Ihnen kommt der Name Seltenau zu. Denn nicht Ihr Bruder, der verschollene Sohn des Hauses, sondern Sie selber sind der jüngere Sohn Ihres Geschlechtes."

Krampfhaft umschloß die Hand Rudolph's die Lehne seines Sessels, aber keine Muskel zuckte in seinem Antlitz. „Und worauf stützen Sie Ihre Behauptung?"

„Auf ganz unwiderlegbare Beweise," erwiderte der Rechtsanwalt ernst, „auf ein Schreiben Ihres verstorbenen Vaters, das sich in dem Besitz des Herrn George Eldon befindet. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, mein Herr, die ganze Sache kam mir so abenteuerlich, so märchenhaft vor, daß ich beschloß, nur nach genauester Prüfung zu handeln. Ich begab mich, ehe ich mit Herrn Eldon hierher reiste, zu dem Obergerichtsrath Karstens, der, wie ich wußte, seit Jahren der Rechtsbeistand Ihres seligen Herrn Vaters gewesen und vollkommen mit dessen Handschrift vertraut ist. Hier ist das Gutachten desselben, mit seiner Unterschrift und seinem Siegel versehen."

Er legte dem Grafen ein Papier vor. Auf den ersten Blick erkannte Rudolph die Hand des Mannes, den er aufzusuchen im Begriffe gewesen.

„Ich bürge," las er, „daß das mir von Herrn Doctor Windfried vorgelegte Document, die Erbschaft des Grafen Edmund von Werther, genannt von Seltenau, betreffend, vom hochseligen Grafen Maximilian von Werther selbst geschrieben und mit seinem eigenen Siegel versehen ist. Karstens."

„Und das Document?" fragte Rudolph tonlos.

„Herr Eldon wird es Ihnen vorzulegen die Güte haben, damit auch Sie die Echtheit anerkennen können," sagte der Advocat verbindlich.

Der Graf erhob sich. „Ich weise Herrn Eldon zurück in dieser Angelegenheit," sagte er mit voller Würde. „Als stummen Zuhörer möchte ich ihn allenfalls gelten lassen. Allein direct mit einem Manne zu verkehren, der mir anbot, mir das Document zu verkaufen um den Preis, mein Schwiegersohn und Erbe zu werden, — nimmermehr!"

Der Anwalt warf einen forschenden Blick auf Eldon, der aber keinen Augenblick seine Fassung verlor.

„Sie verwechseln schon wieder einmal die Situationen, gnädigster Herr," sagte er höflich. „Nicht ich war es, der verkaufen, sondern Sie, der kaufen wollte, als ich Sie von dem Vorhandensein des bezüglichen Documents Ihres Herrn Vaters unterrichtete. Sie waren es, der mir als Preis die Hand Ihrer Tochter in Aussicht stellte und mich, im Kampfe zwischen Pflicht und Versuchung, zwang, unter Zurücklassung einiger Zeilen, die Ihnen den Zustand meines Innern enthüllen sollten, aus diesem Schlosse zu fliehen."

Sprachlos starrte der Edelmann den Redner an; sein offener, gerader Sinn war dieser niederträchtigen Frechheit nicht gewachsen.

„Um die mir so theuern Räume nochmals zu begrüßen und nicht wie ein überlästiger, zudringlicher Domestik hinaus gewiesen zu werden, erbat ich mir als Lohn meiner Bemühungen um die Auffindung des angeblich verschollenen Edmund Seltenau die Erlaubniß, als General-Bevollmächtigter in seinem Namen handeln zu dürfen. Diese Bitte gewährte der

wahre Erbe des Hauses Werther um so lieber, da er die Schwelle dieses Schlosses nicht eher zu betreten gedenkt, bis die Familie, welche bis jetzt dasselbe inne gehabt, sich aus demselben zurückgezogen und auf Seltenau oder irgend anderswo ihren Aufenthalt genommen hat. Graf Edmund von Werther verbittet sich jeden directen Verkehr und wünscht . . ."

Eine stolze Handbewegung Rudolph's unterbrach ihn. „Das Document!" sagte er gebieterisch.

Eldon übergab dem Advocaten ein Schriftstück, das dieser auf den Schreibtisch des Edelmannes legte.

„Es ist meines Vaters Hand," sagte derselbe mit fester Stimme; „ich bitte, mir den Inhalt vorzulesen."

Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und schloß die Augen, als wolle er, von jedem äußern Eindruck ungestört, das zu Vernehmende auf seine Seele wirken lassen.

Der Rechtsanwalt nahm das Papier und näherte sich dem Fenster.

„Im Namen Gottes, des ewig Gerechten, des Allwissenden, der mir gnädig sein möge. Am zehnten August des Jahres 18** habe ich, Maximilian Graf von und zu Werther, gequält von Reue und Gewissensbissen und doch wiederum beruhigt durch den musterhaften Wandel meines Sohnes Rudolph und das wüste Treiben meines Sohnes Edmund, folgende Schrift aufgesetzt, meine Seele in etwa zu entlasten und dem Papier die Qualen meines Innern anzuvertrauen. Auf

meinem Gewissen lastet eine Schuld, und doch beging ich sie nicht eigenen Gewinnes halber, sondern aus Liebe zu meinen Kindern. Mögen sie mir verzeihen, wenn je diese Schrift ihr Auge erreichen sollte, und möge Gott mir gnädig sein. Amen."

Der Vorleser machte eine Pause. Es ward so still im Zimmer, daß man das Summen der Fliege hören konnte, die im Nachmittagssonnenschein am Fenster spielte.

Endlich fuhr der Anwalt fort: „Die Besitzung Werther ist von Alters her ein Majorat. Den jüngern Söhnen fällt ganz oder theilweise, je nach ihrer Zahl, das Gut Seltenau zu, nur ein Brosame, der von des reichen Mannes Tische fällt, gegen den Reichthum des Erstgeborenen. Aber das Gesetz unserer Familie enthält noch eine andere Bestimmung: im Falle der Erstgeborene unseres Hauses mit einem körperlichen Fehler behaftet, sei es von der Geburt an oder im Laufe der Jahre, der ihn unfähig für die Herrschaft über ein ausgedehntes Gebiet machen und leicht den Besitz und den Glanz, der sich an den Namen Werther knüpft, schädigen könnte, so soll das Erstgeburtsrecht, ist er unverehelicht, auf seinen jüngern Bruder, oder besitzt er Kinder, auf das älteste derselben übergehen. Dies Gesetz ward seit Jahrhunderten in unserer Familie heilig gehalten, und die Chronik unseres Hauses weist Fälle auf, wo Taubheit oder Blindheit des ältern Sohnes den jüngern Sprossen des Geschlechts zu den Rechten desselben erhob.

„Am vierzehnten November 18** schenkte mir mein Weib, die nun in Gott ruhende Gräfin Juliane von Werther, geborene Freiin von Meerheim, einen Knaben, den ersten Sprossen unserer glücklichen Ehe und den voraussichtlichen Majoratsherrn auf Werther. Meine Freude war grenzenlos, als der Arzt mir das Kind in die Arme legte. Aber sie erstarb bald, als ich in des alten Mannes Antlitz blickte und Thränen sah in seinen Augen, die schon oft für das Heil unseres Hauses gewacht. Zugleich flüsterte er mir zu mit kaum vernehmbarer Stimme, damit sie nicht das Ohr meiner, auf ihrem Lager ruhenden Gattin erreiche: Halten Sie an sich, ... kein Wort für die Gräfin — das Kind ist blind! Wie vom Schlage gerührt, stand ich da. Ich wußte nun, was kommen werde. Erhielt ich keine weitern Leibeserben, so ward mein Sohn nach meinem Ableben für unfähig erklärt, die Herrschaft anzutreten, und die Besitzung Werther fiel in die Hände gieriger Anverwandter. Ich wandte mich ab, die Thränen zu verbergen, welche meine Augen verdunkelten. Da tönte abermals des Arztes Stimme neben mir: Eine Freudenbotschaft! Gott sendet einen zweiten Sprossen Ihrem Hause!

„Machte mich die Nachricht froh? Ich muß es verneinen. Wußte ich doch, daß das zweite Kind zum Räuber an seinem ältern Bruder werden mußte, daß ihm die reichen Besitzthümer zufallen würden, während dem Blinden ... Der Arzt kam freudestrahlend vom Lager meiner Gattin: ein zweiter Sohn war mir be-

schieden, blühend von Gesundheit, mit großen, strahlenden Augen blickte er in die Welt hinein. Da schoß ein Gedanke durch meine Seele, ein Gedanke, der mich marterte wie mit höllischem Feuer und den ich doch mir vom Himmel eingegeben glaubte. Noch hatte Keiner des ältern Knaben Blindheit bemerkt; still lag er in seiner Wiege in süßem Schlaf. Sobald seine Pflicht bei meiner Gattin es zuließ, winkte ich dem erfahrenen Arzt, mir in mein Cabinet zu folgen. Dort flehte ich ihn an, mir zu meinem Betruge behülflich zu sein, der zum Glück, zum Frieden meiner Kinder dienen solle. Wollen Sie, fragte ich ihn, daß die giftige Saat des Neides aufkeime zwischen Brüdern? Soll der heranwachsende blinde Knabe eines Tages erfahren, daß seine Blindheit ihn auch zugleich des Rechtes seiner Erstgeburt beraubt, daß ihm nicht nur das Licht, sondern mit ihm zugleich auch der Besitz genommen, der ihm, und nicht seinem jüngern Bruder, gebührte? Können Sie die Verantwortung tragen, die einst aus den Folgen dieses Hasses und Neides zu entkeimen vermag? Lassen Sie uns die Geburt der Knaben wechseln, Doctor: der Blinde sei der Zweitgeborene! Leichter und zufriedener wird er sich in sein Schicksal finden, das ihm schon in der Wiege eine sichere Existenz bescheerte; der Sehende aber braucht sich nicht vorzuwerfen, daß er eigentlich ein Usurpator am Erbe seines Bruders ist. So bringe die Menschenhand in Ordnung, was die Hand des Schicksals verwirrte.

„Ist denn die Hand des Schicksals nicht die Hand Gottes? fragte der würdige Arzt. Sollen wir eingreifen mit schwachen Fingern in das Getriebe Seiner Weisheit? Aber ich ließ nicht nach, ich bestürmte den Greis; alle Sophismen, alle Argumente wandte ich an, und endlich — endlich gab er nach. Er gelobte mir Verschwiegenheit. Und als meine Gattin von ihrem Lager erstand, da schloß sie mit Entzücken Rudolph als Erstgeborenen in ihre Arme und weinte Thränen des Jammers über Edmund's Blindheit. Der Umtausch war vollbracht, Keiner ahnte das Geheimniß unseres Hauses.

„Bei mir aber fing der Gram und die Sorge an, den Keim in des Herzens tiefsten Winkel zu senken. Nun kamen sie, die düstern Gedanken, die Befürchtungen, die Nachwehen einer raschen That, und ließen mir keine Ruhe. Aber es war zu spät, und außerdem mußten ja in jedem Falle die Rechte des Blinden Rudolph zufallen, mochte dieser seiner Erstgeburt bewußt sein oder nicht. Des Blinden! Es kam ein Tag, an den ich mit Beben denke, ein Tag, der mich mit namenloser Wonne erfüllte und zugleich meine Seele peinigte mit allen Qualen der Hölle — ein Tag, da ich die Sünden meines ganzen Daseins büßte.

„Auf einer Reise berührte einer der ausgezeichnetsten Aerzte Deutschlands unser Gut; er sah den blinden Knaben, dessen Gebrechen von unserm Hausarzt und einem hinzugezogenen achtungswerthen Vertreter der

Wissenschaft als unheilbar erklärt worden, und gestand die Möglichkeit einer Rettung zu. Meine Gattin begab sich mit dem Kinde nach Berlin. Monate vergingen, Monate, in denen ich zwischen Furcht und Hoffnung meine Tage verlebte. Da rasselte eines Morgens ein Wagen über den Schloßhof; mein Weib saß darin und mein Sohn, mein geretteter, sehender Sohn. Man hatte mich überraschen wollen. Aber nicht das Unerwartete war es, das mich ohnmächtig zu Boden sinken ließ; es war das Gefühl der Schuld, die ich auf mein Haupt geladen hatte. Das Licht des Tages hatte der Aerzte Kunst dem Aermsten erschlossen; sein Eigenthum konnte der eigene Vater ihm nicht wieder schaffen, ich hätte denn das Vorgefallene enthüllen und meiner Gattin Herz brechen müssen.

„Es kamen wieder die düstern Gedanken, die wie Dämonen der Hölle meine einsamen Stunden peinigten und vergifteten. Wenn Rudolph, der nunmehrige Majoratsherr, sich zu einem leichtsinnigen Charakter entwickelte und Edmund, der Beraubte, sich zur Blüthe aller Tugenden entfaltete — wenn ich um eines Unwürdigen willen zum Dieb an meinem eigenen Sohne geworden wäre, der das Erbe der Werther verpraßte und mit Schulden belüde!

„Aber der Himmel wollte es anders. Je mehr Rudolph heranwuchs, desto herrlicher gediehen die Eigenschaften seiner Seele, während Edmund sich stets wilder und unlenksamer zeigte. Er hat mir manche Thräne gekostet; um ihn brach seiner Mutter Herz.

Fast wie von einer Last befreit, athmete ich auf, da er, überhäuft von Schulden, im Bewußtsein seiner wenig rühmlichen Handlungen aus dem väterlichen Hause floh.

„Jetzt ist er ein Verschollener. Ob er mir vorangegangen zu den Stätten der Ewigkeit, ob er noch weilt unter den Lebenden, wer vermag es zu sagen? Mein Sohn kam nicht wieder; aber die Reue kam auf's neue, wenn ich mir auch wieder und wieder sagte, daß es vielleicht des Schicksals Fügung gewesen, die ich ahnungslos erfüllte, indem ich die Kinder vertauschte. An dem Tage, wo ich, matt und gebrochen, schon bei Lebzeiten das Majorat an Rudolph übergab, mich an seinem Glücke zu freuen, wollte ich dies Papier vernichten. Schon hielt meine Hand es über die Flamme — ich vermochte es nicht. Es war, als ob meines Sohnes Stimme zu mir spräche: vernichte nicht meine letzte Hoffnung! Und ich barg auf's neue das Document, das meiner Schuld Bekenntniß enthält, im Geheimfach des Ahnenschrankes. Ich will es mir mitgeben lassen in's Grab, daß es mit mir vermodere, wenn es nicht Gottes Wille oder das Resultat meiner reiflichen Ueberlegung sein wird, daß ich diese Schrift zu den Augen eines meiner Söhne, Rudolph oder Edmund, gelangen lasse.

Maximilian Graf von und zu Werther."

Der Anwalt war zu Ende. Sinnend saß Graf Rudolph in seinem Sessel. „Mein armer Vater," sagte er leise, „was mußt du gelitten haben!"

Abermals entstand eine Pause. Eldon war der Erste, der sie zu stören wagte.

„Erkennen Sie dieses Schriftstück nebst seinen Folgen an?“ sagte er zu Rudolph gewendet. „Treten Sie freiwillig ein unrechtmäßig erworbenes Eigenthum ab unter Vollziehung der Formalitäten, die erforderlich sind, den wirklichen Erben in seine Rechte einzusetzen, oder wollen Sie, daß Graf Edmund von Werther, mein Auftraggeber, den Proceß gegen Sie einleite?“

Rudolph erhob sich. „Mein Entschluß ist gefaßt,“ sagte er ruhig, „und meine Gattin wie meine Tochter denken zu gerecht und edel, als daß sie meinen Worten nicht Beifall zollen sollten. Vernehmen Sie denn meine Worte, George Eldon, und melden Sie es dem, der Sie gesandt. Nimmermehr wird Rudolph Werther, — denn diesen Namen darf ich ferner tragen, wenn ich den Adel ablege, der mit ihm verbunden — nimmermehr wird Rudolph Werther eine Schuld seines Vaters ungesühnt lassen; und trüge er eine Krone, er würfe sie hin, sobald er wüßte, daß ein gestohlener Stein sich unter den Juwelen derselben befinde. Noch heute fahre ich zur Stadt, mich mit dem Anwalt unseres Hauses zu besprechen, und erklärt er sich mit meinem Entschluß einverstanden, so räume ich binnen drei Tagen die Besitzung, lege den Grafentitel ab zu Gunsten meines ältern Bruders und ziehe mich auf ein kleines Gut zurück, das meiner Gattin gehört. Es liegt weit genug von hier entfernt, daß nicht mein Bruder mir oder

den Meinen begegne, da er unsern Anblick durchaus zu vermeiden strebt."

Eldon hatte eine Erwiderung auf der Zunge, allein der Anwalt schnitt ihm das Wort ab.

„Ich finde Ihren Entschluß eben so billig als edel," sagte er, sich tief verbeugend, „und bin sicher, daß Herr Eldon in diesem Punkte vollkommen mit mir einverstanden sein wird."

Eldon zuckte mit den Achseln. „Ich bin es," sagte er, sichtlich übel gelaunt. „Ich werde im Dorfwirthshause absteigen und das Nöthige vorbereiten, um so rasch als möglich officiell den Grafen Edmund von Werther als Majoratsherrn auf Werther proclamiren zu lassen. Nach drei Tagen um diese Stunde werde ich in seinem Namen vom Schlosse Besitz nehmen, wenn Sie nicht vorziehen, hier zu verweilen, bis der landesherrliche Entscheid . . . ."

Abwehrend winkte der Edelmann. „Kein Wort mehr, meine Herren," sagte er, sich erhebend. „Die Sache ist erledigt. . . . Verzeihen Sie, Herr Doctor," fuhr er zu dem Anwalt gewendet fort, „wenn ich mich beurlaube. Aber es drängt mich, meine Gattin und Tochter auf das Unerwartete vorzubereiten."

Der Doctor verabschiedete sich mit sichtlicher Ehrerbietung, Eldon mit stummem Gruß, den der Edelmann stolz und kalt erwiderte.

Als sie das Schloß hinter sich hatten, wandte der vormalige Secretair sich an seinen Begleiter.

„Ich finde, daß Sie sehr rücksichtsvoll, vielleicht zu rücksichtsvoll gegen den Mann dort waren,“ sagte er. „Ich weiß Ihr Benehmen mit den Interessen meines und Ihres Auftraggebers kaum zu vereinen.“

„Ich beobachte immer Rücksicht,“ erwiderte der Anwalt kalt, „wenn es gilt, dem wahren Edelsinn meine Hochachtung zu zollen, . . . um so mehr, wenn Neid und Bosheit ihn zu erniedrigen versuchen. Ich glaube mein Handeln verantworten zu können.“

Eldon schwieg, sichtlich gereizt. Sobald er im Wirthshause angekommen war, schrieb er einen Brief an den noch immer in Roseneck weilenden Herrn von Seltenau. Der Brief enthielt einen Bericht des Vorgefallenen und eine geschickt eingeleitete Verdächtigung des ehrenwerthen Anwalts.

12.

In das Stübchen der Lehrerswittwe Walter im Dorfe Roseneck schien die Morgensonne. Sie beleuchtete zwei sorgenvolle Frauengesichter. Mit einer Handarbeit beschäftigt, saßen Mutter und Tochter am Fenster. Die lieblichen Züge Erna's waren bleich und zeigten die Spuren vergossener Thränen.

Frau Walter ließ die Arbeit sinken. „Ich kann nicht mehr, Erna. Der Gedanke an die Zukunft steht vor mir wie ein drohendes Gespenst. Im nächsten

Herbst soll des Lehrers Hochzeit sein, und wir müssen das Asyl verlassen, das seine Güte uns eingeräumt. Wohin sollen wir dann gehen? Soll ich die Hülfe der Gemeinde in Anspruch nehmen? Die geringe Pension schützt kaum vor dem Verhungern. Und du, mein Kind, was soll aus dir werden? Ich kann dich nicht von mir lassen, denn meine Schwäche bedarf deiner Pflege. Wie soll das enden?"

„Enden!" wiederholte Erna mechanisch, wie ein Echo.

Frau Walter erschrack. „Um Gottes willen, Kind, wie bleich siehst du aus! Freilich hast du doppelten Kummer, das weiß ich wohl . . . Der Friedel hat es nicht verdient, daß dein Herz um ihn bricht."

„Mutter!" Erna fuhr empor, ihr Auge wurde feucht. „Schmähe den Friedel nicht, sein Herz ist gut!"

„Mag sein, aber seine Seele ist leicht, wie eines Kindes Spielball. Freilich, in dem ersten Jahre, da schrieb er, da galt es Neuigkeiten über ihn im Dorfe zu verbreiten, zu erzählen, wie man ihn feiert, welche Geschenke man ihm spendet, wie er einher fährt in glänzender Carosse. Nebenbei schrieb er auch ein paar Worte von Liebe und Treue, ganz wie ein großer Herr; aber nach und nach wurden die Briefe spärlicher, nur aus den Zeitungen konnten wir noch von ihm erfahren. Diese ermangelten nicht, getreulich von den Erfolgen des großen Sängers Ortini, wie er sich nennen läßt, zu berichten und Langes und Breites von seinem tollen Treiben zu erzählen, von den Ausfahrten in Gesellschaft der Tonette, wie die Komödianten-Toni

sich umtaufen ließ, die nun, wie es heißt, eine große Dame in Sammet und Seide geworden ist."

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des jungen Mädchens.

„Mutter," sagte sie leise, „du thust mir weh!"

Aber die alte Frau war in Eifer gerathen. „Wir sind so allein, so verlassen!" klagte sie. „Meister Hartmann ist fort in die weite Welt, und selbst der Herr von Seltenau, der sonst dann und wann ein Stündchen bei uns verplauderte und meinem Alter so manche Bequemlichkeit verschaffte, ist abgereist, wohl auf Nimmerwiedersehen. Was sollte er auch in unserm Dorfe, ... ein so feiner Herr? Eine Zeit lang glaubte ich wohl den Grund errathen zu können; aber ..."

Erna erhob sich. „Mutter, ich beschwöre dich, sprich nicht weiter. Meinst du denn, mir sei der Grund unbekannt? Und doch danke ich dem Himmel, daß er Abschied von mir nahm, ohne eine Erklärung versucht zu haben. Ich hätte ihm eine Antwort der Wahrheit gemäß geben müssen."

Ein leises Pochen an der Thüre unterbrach das Gespräch der beiden Frauen. Erna ging, um nachzusehen, wer Einlaß begehre; aber mit einem leisen Ausruf der Ueberraschung wich sie zurück — die hohe Gestalt Seltenau's trat ihr entgegen.

„Herr von Seltenau!" Das Wort erstarb in ihrem Munde, während die alte Frau sich erhob und den willkommenen Gast begrüßte. Er reichte vertraulich Mutter und Tochter die Hand.

„Ich bin's, meine Lieben," sagte er. „Aber nicht als Edmund von Seltenau, der einfache, schlichte Edelmann, stehe ich vor euch. Seit einiger Zeit nenne ich mich Edmund Graf von und zu Werther, Majoratsherr eines ausgedehnten Besitzes, den bis jetzt ein düsteres Verhängniß mir vorenthalten. Nicht eher wollte ich heimkehren zu euch, bis alle Formalitäten geordnet und ich allein dem eigenen Glücke und dem Glück Derer, die meinem Herzen theuer sind, leben durfte. Und darum komme ich und frage Sie, Erna Walter: Wollen Sie Gräfin Werther werden?"

Die alte Frau stieß einen Ruf der Freude aus, aber ein Blick in das todtenbleiche, völlig regungslose Antlitz ihrer Tochter genügte, um sie verstummen zu lassen.

Edmund aber, dem ebenfalls der Ausdruck in Erna's Zügen nicht entgangen war, fuhr fort: „Ehe Sie antworten, Erna, sollen Sie alles hören, was ich auf dem Herzen trage. Frei und offen will ich zu Ihnen reden. Erna, ein wilder Geist tobte und lohte zerstörend in meiner Seele, mir und Andern zum Verderben. Ruhelos, rastlos durchschweifte ich die Welt. Die Jahre kühlten nicht meine Leidenschaften; Rosen zertrat ich, die süß duftend mir auf meinem sturmbewegten Pfad entgegen blühten, und Herzen, die mir entgegenschlugen. Erna, Sie sollen alles wissen. Ein Weib, das ich durch heiliger Ehe Bund an mich gefesselt, verließ ich, nicht widerstehend dem wilden Drange nach abenteuerlichen Fahrten. Aber nach Jah-

ren ergriff mich die Reue; der Verlassenen gedachte ich mit Thränen und Wehmuth. Heim flog ich, gut zu machen, was ich verschuldet; doch sie war todt — todt das Kind, das in meiner Abwesenheit das Licht der Welt erblickte. Ich war allein, ganz allein. Auf's neue wollte ich mich in des Lebens wildesten Strudel stürzen, da sah ich Sie, Erna, und gereinigt von wilden, unheiligen Gedanken ward meine Seele. Sie waren es, die als guter Genius über mir wachten. Ein anderer, ein besserer Mensch wurde ich, und als ich Besitzer der ausgedehnten Herrschaft geworden, meine Rechte antrat, die ein treuloser Bruder mir unterschlagen wollte, da nahm ich mir vor, ein Vater meiner Unterthanen zu werden und ihr Glück zu begründen. Aber eines Mannes Hand ist rauh . . . Leihen Sie mir Ihre Hand, Erna; werden Sie die Mutter, die Schützerin von Menschen, die vertrauend zu Ihnen aufblicken! Bleiben Sie mein guter Engel, — Gott wird es Ihnen lohnen, daß Sie einem Friedlosen den Frieden, einem Ruhelosen das Glück gaben."

Edmund blickte erwartungsvoll auf Erna, ihrer Antwort harrend.

Mit wechselnder Bewegung hatte das junge Mädchen ihm zugehört, als er das Gemälde seiner Vergangenheit vor ihren Augen entrollte. Jetzt aber trat sie einen Schritt näher und sagte mit fester Stimme: „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Graf. Eben so offen will ich Ihnen erwidern. Daß nicht Falschheit und Heuchelei aus Ihnen spricht, daß Ihr

Antrag so offen gemeint und so wahr ist, als die Geständnisse, die Sie mir gemacht, das sagt mir die Stimme meines Herzens. Sie sind bedeutend älter als ich; aber der Jahre Ungleichheit vergütet Ihr Leben, reich an Erfahrung. Das Mädchen, das Ihnen die Hand reicht, kann von Ihnen lernen und ihren Geist bilden. Doch Erna Walter darf dieses Mädchen nicht sein."

„Erna!" rief der Graf bestürzt.

„Ich rede nicht von der Ungleichheit der Stände," fuhr sie fort. „Wenn Graf Werther einer Schullehrerstochter seine Hand reicht, so nenne ich dies keine Mésalliance; denn ich stelle meinen Vater als Mensch dem Vornehmsten der Menschen gleich und hoffe seiner Erziehung keine Schande zu machen. Aber dieses Herz, Herr Graf, das Sie ganz und voll für sich begehren, es könnte Ihnen keine Liebe entgegen bringen. Was ich bis jetzt für Sie gefühlt, es war Bewunderung Ihres Geistes, es war ein mir selbst unerklärliches Mitleid. Ich las in Ihrer Seele, ich fühlte, daß der Friede ihr fehle, daß das Glück nicht seinen Sonnenschein darüber ergossen."

„Erna!" unterbrach sie der Graf, „ich bin ein alter Mann Ihnen gegenüber. Fahren Sie fort, mir das Mitleid ferner zu spenden, und ich bin sicher, daß ich mir den Weg zu Ihrem Herzen verdienen werde."

„Vielleicht," sagte das junge Mädchen gedankenvoll. „Aber doch kann es nicht sein, denn einem An-

dern, einem Fernen habe ich Treue gelobt. Das ist mein letztes Wort, Herr Graf.“ Sie reichte ihm die Hand und wandte sich ab.

„Erna!“ rief Edmund bestürzt, „so können Sie mich abweisen? Ohne jegliche Hoffnung soll ich auf’s neue verzweifeln, da auch mein guter Engel mich zurückstößt, soll zurücktaumeln auf den Pfad, den ich für immer verlassen zu haben glaubte?“

So schmerzlich klang des Edelmanns Stimme, daß ihr Ton das Herz des jungen Mädchens rührte.

„Hören Sie mich an, Herr Graf,“ sagte sie ernst. „Wenn ein Tag erscheinen sollte, wo ich überzeugt sein darf, daß meine Liebe und Treue mit Undank und Verachtung belohnt wird, an jenem Tage werde ich selbst es sein, die Sie zu mir ruft, um Ihnen das entgegenzubringen, was ich bis dahin einem Unwürdigen geopfert.“

„Erna, ich kenne den Jüngling, von dem Sie reden,“ fiel Edmund ihr in’s Wort. „Er ist unwürdig, er . . . .“

Das Mädchen erhob die Hand. „Kein Wort von ihm! Hoffnung und Vertrauen, die lieblichen Himmelskinder, sind ja der Armen einziges Gut. Will der reiche Mann es ihnen rauben?“

„Aber der reiche Mann ist arm, bettelarm an Liebe! Hören Sie meine Bitte, hören Sie . . .“

„Ich höre des Herzens Stimme, die mich an mein Versprechen mahnt. Auch Sie haben ein Versprechen von mir erlangt, und ich werde es nicht vergessen.“

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Es ist mein letztes."

Edmund ergriff des jungen Mädchens Hand; mit dem Kuß fiel eine Thräne darauf. Dann verbeugte er sich mit stummem Gruß vor der Wittwe und verließ das Zimmer. Vor der Thüre blieb er tief aufathmend stehen und horchte; er vernahm Frau Walter's Stimme.

„Was thatest du, Kind? Dein Glück stießest du von dir und uns in's Elend! Rechnest du noch auf jenen Unbeständigen, der deiner und deiner Thränen spottet in lustiger, wüster Gesellschaft?"

„Ich vertraue ihm, Mutter," entgegnete Erna ruhig. „So lange er nicht jenes Kreuz, das ich ihm mitgab als Schirm und Erinnerungszeichen, wieder in meine Hände legt, so lange hoffe ich, so lange bin ich an ihn gebunden mit unauflöslicher Kette."

Ein dämonischer Ausdruck verzerrte für einen Augenblick das Antlitz des neuen Majoratsherrn. Noch waren die bösen Geister nicht alle aus seiner Seele gewichen.

„Muß ich denn stets das Glück zwingen, daß es mir diene?" murmelte er vor sich hin. „Wohlan, Titel und Gold verschaffte es mir; es soll mir auch die Gattin schaffen! Auf zur Residenz, mir die Bundesgenossin zu werben!"

13.

Wie das strahlte und glitzerte, wie das strotzte von Vergoldung und knisterte von Sammet und Seide in dem ersten Stockwerk eines stattlichen Hauses der Residenz! „Fräulein Tonette“ stand auf einem Silbertäfelchen am Eingange, und keine Andere war die Herrin dieser kostbar ausgestatteten Räume als die Komödianten-Toni, die noch ein Jahr zuvor mit nackten Füßen Botendienste für die Bewohner des Dorfes Roseneck verrichtet hatte, seitdem aber Schauspielerin und eine große Dame geworden war. Freilich war es mit ihrem Talent nicht weit her; aber ihre „pikante Persönlichkeit“ hatte ihr bald Freunde erworben, und das Publicum sprach von ihr und mochte sie gern sehen, sei es auch nur, um sich an dem Anblick ihrer kostbaren Toilette zu weiden. Und sich zu kleiden verstand Fräulein Tonette wie Keine. Das wilde phantastische Mädchen hatte sich rasch zu bilden verstanden, wenn auch die Erweiterung ihrer Kenntnisse ihr Nebensache war und sie sich nur so viel davon erwarb, als sie brauchte, um sich in ihrer neuen Rolle zu behaupten. Sie besaß dabei die Geschicklichkeit, die Mängel ihres Wissens zu verbergen oder dieselben auf eine so drollige Art zuzugestehen, daß Niemand es ihr hoch anrechnete.

Es war elf Uhr Vormittags, als ein elegant gekleideter Herr vor dem Hause der Schauspielerin aus

einer Equipage stieg und die Treppe empor kam, die zu den Räumen des Fräuleins führte. Auf sein Klingeln erschien ein Diener in eleganter Livrée.

„Ich wünsche Fräulein Tonette zu sprechen."

„Unmöglich! Das Fräulein empfängt nicht vor Mittag."

Der Herr drückte ihm ein Geldstück in die Hand.

„Ich war darauf vorbereitet. Geben Sie Ihrer Herrin diese Karte!"

„Graf Edmund von Werther," las der Diener, einen Blick auf das empfangene goldgeränderte Cartonblättchen werfend. Unter dem Namen stand: „Erinnern Sie sich Edmund's von Seltenau von Roseneck her?"

Der Diener öffnete die Thüre eines Salons und bat den Herrn, zu verweilen, bis er seine Gebieterin benachrichtigt habe.

Ein sarkastisches Lächeln umspielte des Grafen Edmund Züge, als er sich in dem kostbar ausgestatteten Raume umblickte. Ueberall herrschte große Pracht, aber auch zugleich geschmacklose Ueberladung. Mit Scharlachseide waren die Sitze bezogen, und Vergoldung, wohl oder übel angebracht, funkelte dem Auge entgegen, wohin es sich wenden mochte.

Ein Portrait in prachtvollem Rahmen fesselte des Grafen Aufmerksamkeit; es stellte einen jungen Mann in phantastischem Costume vor, augenscheinlich einen Künstler. Er trat zu dem Bilde, es näher in's Auge

zu fassen, und las in einer Ecke des Bildes die Worte: „Frederico Ortini als Troubadour."

Unwillkürlich ward sein Auge gefesselt, er konnte es nicht abwenden. Eine düstere Seelenstimmung sprach aus den Zügen des Bildes.

„Warum," fragte er sich, „interessirt mich dieses Antlitz mehr, als ich mir selbst gestehen mag? Wenn der Bruder Bertha's in seinem Hasse gegen den Mann, der seine Schwester betrog, ihm mit gleicher Münze vergolten hätte, und dieser Jüngling doch mein Sohn wäre? Leicht könnte ich es erfahren, nähme ich eines Anwalts Hülfe in Anspruch. Aber ich will glauben, er sei todt; auf Ortini, den Opernsänger, habe ich keine Rücksicht zu nehmen. Meinte er es wirklich treu mit Erna, hätte er sie längst der Einsamkeit ihres Dorfes entrissen. Indem ich daher die Beiden von einander trenne, schaffe ich ja nur des Mädchens Zukunft. Deine Hülfe, Toni, soll mir das höchste Glück der Erde erwerben; und ist es mein ... dann soll des Mannes Seele keine Handlung, kein Gedanke beflecken, der sich vor dem Blicke der reinen, geliebten Gattin zu verbergen braucht."

Sein Selbstgespräch wurde durch das Rauschen einer Portière unterbrochen, deren schwere Damastflügel sich theilten und die schlanke Gestalt der Gebieterin dieser Räume hindurch ließen. Ein prachtvolles Morgenkleid von himmelblauer Seide und Spitzen umwallte langschleppend das ehemalige Botenmädchen, das auf Edmund zueilte und ihn freudig begrüßte.

„Das nenne ich eine Ueberraschung!“ rief sie. „Seit wann sind Sie in der Residenz? Wie finden Sie meine Wohnung? Waren Sie schon im Garten? Haben Sie ihn schon singen gehört? Wie steht es in Roseneck? Ist die Erna Walter schon verblüht?“

„Gemach, gemach,“ rief der Graf lachend. „Ihre Fragen stürmen auf mich ein wie ein Pelotonfeuer. Nicht um mich fragen zu lassen, kam ich in die Residenz, sondern, um von Ihnen Auskunft zu erhalten, um Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen und Sie mit dem reichsten Schmuck des Hofjuweliers zu belohnen.“

Des Mädchens Augen funkelten. „Brillanten!“ rief sie hastig. „Wie das glitzert und funkelt, wie das sprüht und leuchtet! Zwar habe ich der Steine genug, und Herr Eldon, der große Banquier, fügt fast in jedem Monat meinem Schmuckkästchen neue Schätze hinzu — er glaubt mich damit zu bestechen, daß ich ihm meine Hand reiche. Aber die Tonette liebt ihre Freiheit ebenso, wie die Komödianten-Toni zu Roseneck sie liebte!“

Graf Edmund hatte den Namen aufgefangen. „Eldon?“ fragte er. „George Eldon, der frühere Privatsecretair meines Vaters?“

„Derselbe. Er hat sich im Dienste des verstorbenen Grafen ein hübsches Vermögen erworben; Sie, Graf Edmund, fügten noch eine bedeutende Summe hinzu. Seit einem Jahre lebt nun George Eldon hier als Banquier, erscheint in allen Adelsgesellschaften, ein Ideal aller leichtsinnigen Junker, denen er Geld leiht,

und ein Muster der Eleganz. Freilich schütteln Manche über seine Speculationen den Kopf und prophezeien ihm einen jähen Sturz; allein das sind Grämlinge und Neider. Das Glück ist ihm hold; von allen Seiten strömt ihm Geld zu, denn er verschafft ungewöhnlich hohe Zinsen. Auch Ortini übergibt ihm seine Ersparnisse.... Ich kann es leider zu solchen nicht bringen," fügte sie lachend hinzu.

„Ortini — von ihm wollte ich sprechen!" fiel Graf Edmund ein. „Wie steht es mit ihm? Seid Ihr noch gute Freunde, und ist er noch der gefeierte Sänger, dem Gold und Ehre zu Füßen liegen, daß er sich nur nach ihnen zu bücken braucht?"

Die beweglichen Züge des jungen Mädchens wurden ernst. „Vom Friedel soll ich reden?" sagte sie. „Denn so nenne ich ihn noch immer, wie er mich Toni ruft. Ja, das ist eine gar seltsame Geschichte. Ich glaube, er denkt noch immer an die Erna, obwohl er wenig von ihr spricht. Eine Zeit lang glaubte ich, er würde sie vergessen und mich zu seiner Frau machen; aber diese Hoffnung habe ich längst aufgegeben. Er spart so viel er vermag; allmonatlich bringt sein Diener Gold und Papiere zu Eldon. Aber es kommen auch Zeiten, wo er sich wie ein Rasender in den Strudel des Lebens stürzt; die wildesten jungen Leute der Residenz bekennen sich dann für schüchterne, zaghafte Kinder ihm gegenüber — es ist, als komme der böse Geist über ihn."

Graf Edmund wechselte die Farbe. „Ein Bild meiner eigenen Jugend!“ flüsterten seine Lippen unhörbar. „Hartmann, wenn du mich belogen hättest!“

„Man raunt sich in der Stadt allerlei über diesen seltsamen Zustand in die Ohren,“ fuhr die Toni in ihrem Bericht fort, „und ein Körnlein Wahrheit mag schon dazwischen sein. Es heißt, daß Ortini im Eifer, rasch Carrière zu machen, seiner ohnedies nicht allzukräftigen Stimme zu viel zugemuthet habe, und daß sie ihm früher oder später plötzlich den Dienst versagen werde. Sobald der Gedanke daran ihn beschleicht, sucht er ihn zu betäuben, indem er den Becher der Freude bis zur Neige leert. Allgemein ist man gespannt darauf, ob sein Contract, der in diesen Tagen abläuft, vom Intendanten des Hoftheaters erneuert wird. . . . Doch nun, Graf Edmund, erklären Sie mir den Zweck Ihres Hierseins und wie ich Ihnen Hülfe leisten soll.“

„Es ist bald geschehen! Ich gedenke, Erna Walter zur Gräfin von Werther zu erheben,“ erwiderte der Edelmann.

Ein Zug des Neides zeigte sich im Antlitz der Schauspielerin, aber sogleich verschwand er wieder.

„Nun,“ sagte sie, „ich will es ihr nicht mißgönnen. Wenn dann der Friedel jede Aussicht, sie einst seine Gattin zu nennen, geschwunden sieht, reicht er mir doch noch seine Hand. Aber Erna . . . hat sie den Friedel vergessen?“

„Sie wird es, wenn auch nur langsam, sobald ich ihr die Ueberzeugung bringe, daß er ihrer nicht mehr gedenkt. Scheidend gab sie ihm ein Kreuzchen zum Andenken; legt er es in ihre Hand zurück, so gilt es ihr als ein Zeichen, daß jedes Band zwischen ihm und ihr gelöst ist und er frei sein will."

„Jenes Kreuzchen kenne ich!" rief die Schauspielerin. „Es ist ein schlichtes goldenes Ding ohne Werth. Er trägt es an seiner Uhrkette befestigt, und wenn inmitten des rauschenden Treibens sein Blick auf jenes Zeichen fällt, wird er still und nachdenkend. Oft zieht er sich dann in die Einsamkeit zurück."

„Jenes Kreuzchen muß mein werden," sagte der Graf. „Sprechen Sie mit ihm, Tonette; stellen Sie ihm vor, daß Erna ihr Glück machen könne, aber sich gebunden halte durch ein heiliges Versprechen. Stellen Sie die Sache so dar, als ob nur die Pflicht, nicht die Erinnerung an den Jugendfreund sie hindere, dem Grafen Werther schon jetzt ihr Jawort zu geben. Sie sind schlau. In Ihre Hände lege ich die Sache; helfen Sie mir zu meinem Glück und Sie sollen mich dankbar finden."

„Und warum wenden Sie sich nicht selbst an Ortini und stellen ihm die Sache vor? Fürchten Sie, daß die alte Neigung um so stärker erwachen könnte, wenn er vernimmt, daß Erna Gräfin von Werther heißen soll?"

„Ich mit ihm reden?" rief der Graf. „Niemals, niemals!"

„So will ich es übernehmen,“ sagte das junge Mädchen nach einer Pause des Nachdenkens. „Aber eines müssen Sie mir versprechen, Graf Edmund. Noch keiner der Bekannten hat Sie hier in der Residenz gesehen? . . . Wohl, so reisen Sie noch heute ab, ohne Jemanden begrüßt zu haben. Sobald ich meine Absicht erreicht, sende ich Ihnen das Kreuz an den Ort, den Sie mir bestimmen. Dann einigen Sie sich mit Erna rasch, ehe der Friedel bereut, was er gethan.“

„Ich möchte Ihnen fast für diesen Vorschlag danken,“ entgegnete der Graf aufstehend. „Es wäre mir ein peinliches Gefühl, Ortini zu begegnen. Ich will nicht wissen, welche Mittel Sie anwenden, um Ihre Aufgabe durchzuführen. Aber ich werde Sie lohnen, Toni, wie man einer Fürstin lohnt.“

Er nahm von der Schauspielerin Abschied und verließ den Salon. Die Komödianten-Toni blickte der Equipage nach, bis sie verschwunden war; dann schritt sie gedankenvoll im Zimmer auf und nieder.

„Er scheint zu ahnen, daß die Mittel, welche ich anwenden will, eben nicht die reinsten sind,“ sagte sie vor sich hin. „Er mag Recht haben, der edele Graf. Eldon muß mir helfen; sein Kopf ist erfinderisch wie keiner, wenn es sich um Intriguen handelt. Die Leute sagen, ich sei abergläubisch — nun ja, ich bin es. Das Kreuz betrachte ich als das Hinderniß, das ihn von mir entfernt hält, und als das Band, das ihn an Erna kettet!“

„Herr Banquier Eldon!“ unterbrach ihren Gedankengang die Meldung des Dieners, der die Thüre des Salons weit öffnete.

Ohne die Erlaubniß des Eintritts abzuwarten, überschritt George Eldon die Schwelle. Er war einfach, aber in hohem Grade gewählt gekleidet; kostbare Brillanten blitzten an der rechten, vom Handschuh entblößten Hand und in der schwarzen Cravatte. Die Gestalt des ehemaligen Secretairs schien an Fülle, sein Antlitz, das er noch immer glatt rasirt trug, an Frische zugenommen zu haben. Er küßte galant die Hand der Schauspielerin.

„Gut, daß Sie kommen,“ rief Tonette ihm entgegen. „Eben wollte ich zu Ihnen schicken. Ich bedarf Ihres Rathes, Herr Eldon.“

„Sie machen mich glücklich,“ rief der Banquier. „Sie wissen, wie gern ich Ihnen mein ganzes Dasein zu Füßen legte, wie ich alle Schätze der Erde für das Glück hingeben würde, Sie meine Gattin . . .“

„Ich tauge nicht zu einer Banquiersfrau,“ unterbrach ihn das junge Mädchen lachend.

„Und doch ist das Geld eine Macht, vor der alles sich beugt,“ sagte Eldon ernst. „In meiner Stellung habe ich Gelegenheit genug, die Wahrheit dieses anscheinend so trivialen Ausspruchs zu erproben. Als Fremder kam ich hierher, und heute bin ich Mitglied der vornehmsten Kreise; das Geld ist die Ursache. Das Glück begünstigt meine Unternehmungen, und der Ruf desselben führt Reich und Arm, Vornehm und Gering

an meine Thüre. So eben verließ mich eine gar vornehme Dame, die als Bittende zu mir kam, . . . die Gräfin von Hohenfeld."

„Die Gräfin Hohenfeld?" fragte Tonette, sichtlich interessirt. „Ist das nicht die Gemahlin des Intendanten des Hoftheaters? Was führte die alte stolze Dame zu Ihnen als Bittende?"

„Die Mutterliebe. Ich habe ihrem Sohne, dem Lieutenant von Hohenfeld, einem anerkannten Thunichtgut, eine Summe anvertraut auf einen Wechsel, der in diesen Tagen fällig ist. Der gestrenge Papa darf natürlich nichts davon erfahren, und so wandte sich das Söhnchen, wie schon so oft, an die mütterliche Schatulle. Aber diese war, Dank seinem tollen Treiben und der Nachsicht der Gräfin, ebenfalls leer. So griff denn die Geängstigte, die schon ihren Sohn als Selbstmörder sah, zu dem äußersten Mittel, und während der Herr Lieutenant wahrscheinlich beim Champagner sitzt, beschwor seine gutmüthige Mutter mich mit Thränen, ihm noch eine kurze Frist zu gewähren, bis sie die Mittel zur Deckung des Wechsels beschafft habe."

„Und Sie gewährten der hohen Dame das Verlangen?" fragte Tonette.

„Ich bat mir Bedenkzeit aus und sagte, daß ich noch heute ihr meinen Entschluß mittheilen würde. So gutmüthig die alte Dame auch ist, es gewährt mir doch ein eigenes Vergnügen, daß ich, der Bürgerliche,

die Macht besitze, eine Gräfin zwischen Furcht und Hoffnung zu halten."

„Sie sprechen mir aus der Seele, Eldon! Unsere Naturen verstehen sich. Nun aber hören Sie mich an. Der Dienst, den ich von Ihnen verlange, hängt eng mit dem Vorfall zusammen, den Sie mir eben berichteten. Die Gräfin Hohenfeld, die Gemahlin des Intendanten, soll uns dienen."

„Ich verstehe Sie nicht, Tonette!"

„Das ist auch vor der Hand nicht nöthig; später will ich Ihnen alles erklären. Sie werden die Gräfin zu sich bescheiden und einen Aufschub der Zahlungsfrist ihres saubern Herrn Sohnes bewilligen, aber unter zwei Bedingungen."

„Und diese sind?"

„Die erste, daß sie ihren Mann, den Chef des Hoftheaters bestimmt, den Contract Ortini's, der in diesen Tagen abläuft, zu erneuern."

„Und die zweite?"

„Daß sie bei einem Besuch, den Ortini ihr morgen in der Frühe machen wird und zu dem ich ihn veranlassen will, ein kleines Goldkreuz in ihren Besitz bringt, das der gefeierte Sänger an seiner Uhrkette befestigt trägt."

„Ein seltsames Verlangen — und zu welchem Zweck?"

„Sie sollen nicht fragen, sondern handeln. Sagen Sie der Dame, es sei eine gute Absicht damit verbunden; sagen Sie, was Sie wollen: an Vorwänden

fehlt es Ihnen nie. Aber stellen Sie ihr mit allem Ernste vor, daß Sie Ihnen entweder das Kreuz verschaffen oder gewärtig sein müsse, daß Sie ihrem Gatten die Wechselschulden seines Sohnes offenbaren."

„Ich gebe Ihnen den Beweis meiner Ergebenheit, indem ich Ihnen blindlings gehorche," rief Eldon. „Sogleich will ich Anstalten treffen, Ihren Wunsch zu erfüllen, sogleich . . ."

„Signor Frederico Ortini!" meldete der Diener.

Eine schlanke Gestalt in eleganter Kleidung betrat den Salon. Wer hätte in dem gefeierten Sänger mit den dunkeln, unruhig leuchtenden Augen, dem wohlgeordneten, leicht gelockten Haar, der sichern, eleganten Tournure, den Dorffriedel aus Roseneck wieder erkannt!

Er reichte Tonette die Hand, dann begrüßte er den Banquier.

„Wohin so eilig, Eldon? Ich wollte eben zu Ihnen. Ich habe einige Banknoten, für die ich Papiere wünsche, die ich Ihnen in Depot übergeben will."

„Ihr Vertrauen ehrt mich," sagte Eldon. „Doch, Sie verzeihen — meine Zeit ist beschränkt."

Ein Wink des Sängers hielt ihn zurück.

„Noch eins, Eldon. Sie zahlen mir für mein Geld Zinsen, die ich, obwohl des Geschäfts unkundig, fast zu hoch nennen möchte. Gestern machten Sie mir die Mittheilung, daß mein kleines Capital sich in Ihrer Hand fast verdoppelt habe; ich will nicht wilde Speculationen, ich will Sicherheit, so angenehm mir der Zuwachs meines Vermögens ist. Drei Jahre sollen

Sie das Meinige verwalten, und wenn ich dann nur so viel habe, um eine bescheidene, gemüthliche Häuslichkeit mit der Gattin meiner Wahl theilen zu können, bin ich zufrieden."

„Welche bescheidene Hoffnung!" rief Eldon emphatisch. „Mein lieber Ortini, noch drei Jahre wie dieses, einige Gastspiele auf großen Bühnen und Sie sind reich genug, solcher idyllischer Pläne spotten zu können. Doch ich muß fort. Auf Wiedersehen!"

„Vergessen Sie nicht, was Sie mir versprachen," rief die Schauspielerin ihm nach.

Müde und verdrossen warf sich der Sänger auf ein Sopha und ergriff eines der prachtvoll gebundenen, sichtlich nur zur Ansicht, nicht zur Benutzung ausgelegten Bücher, die in malerischer Unordnung den vor ihm stehenden Tisch bedeckten.

„Du bist schlechter Laune, Frederico," sagte Toni. „Bist du nicht zufrieden mit dem Erfolg deiner gestrigen Rolle? Glich nicht die Bühne einem Blumengarten, als du die Bretter betratest? Der Applaus und Hervorruf wollte ja nicht enden. Du warst aber auch so schön bei Stimme, wie ich dich selten gehört."

„Mag sein. Aber als die Vorstellung beendet, verführte mich der junge Baron Hartenfels noch zu einem nächtlichen Ausflug, und wir tranken Champagner, mehr als uns dienlich war. Ich ertrage dies Leben nicht länger."

Erstaunt blickte Toni ihn an. „Wie? Dies Leben ist dir zuwider, das Leben, das wie eine Freudenkette

von schönen Tagen an dir vorüber zieht? Wahrhaftig, Friedel, das habe ich nicht erwartet."

„Ich auch nicht Toni," sagte der Sänger, das Buch wegwerfend. „Es kam anders, als ich gedacht. Wie im Sturm errang ich meine Carrière, aber Niemand ahnt, mit welchen furchtbaren Mühen. Mit eisernem Fleiß habe ich mich so rasch zur Höhe empor gearbeitet, die Tage setzte ich daran und die halben Nächte, wenn ich Abends in der Oper zu thun gehabt — die andern halben gehörten meinen guten Freunden, und es fanden sich deren viele. Da ging ein Leben der Herrlichkeit an. Aber bald genug ekelte mir vor ihm und jetzt stürze ich mich nur noch in den Strudel der rauschenden Vergnügungen, wenn ich — vergessen will."

„Vergessen?" Schmeichelnd näherte sich die Komödiantin dem jungen Manne und ergriff seine Hand. „Warum vergessen, Friedel? Bietet die Gegenwart dir nicht Glück genug, daß du noch der Vergangenheit gedenken mußt, der Vergangenheit, die dich in armer, niederer Stellung sah, während jetzt . . ."

„Toni, sieh' mich an . . . Bin ich glücklich?"

„Unzufriedener, ewig Grollender, was fehlt dir zu deinem Glück?"

„Was mir fehlt? Jenes Mädchen, das ich nicht vergessen kann, dem mein Herz gehört und das mich von sich weist, so lange mein Fuß nicht die Bahn verläßt, an deren Ziel mir eine glänzende Zukunft winkt... Erna! Sieh', Toni", — seine Augen glänzten —

„um Erna's willen spare ich, um Erna's willen vertraue ich dem Eldon mein Vermögen an und freue mich des Wachsens unter seiner glücklichen Hand. Noch drei Jahre und ich verlasse die Bühne, fliege zu ihr, kaufe einen kleinen Besitz, suche meinen guten Oheim auf und führe ein stilles, glückliches Leben im Kreise der Theuern meines Herzens."

Toni lachte spöttisch. „Und hast du diese Träume auch deiner zukünftigen Gattin geschildert?" fragte sie. „Wird die holde Erna dir so lange die Treue bewahren, und dein Oheim nicht früher sterben?"

„An Erna's Liebe, an Erna's Treue sollte ich zweifeln?" rief der Sänger. „Und mein Oheim wird so lange leben, daß ich ihm die trüben Stunden gut machen kann, die ich ihm bereitet. Er ist fort von Roseneck, Niemand weiß wohin. Selbst Erna vermuthet nur, daß England das Ziel seiner Reise sei; sie theilte mir dies mit, als ich zuletzt Nachricht von ihr erhielt."

„So stehst du noch immer mit ihr in brieflichem Verkehr?" fragte Toni lauernd.

„Seit lange nicht mehr. Was soll ich ihr schreiben? Meine Pläne für die Zukunft? Ich habe eine andere Absicht: bald treten die Ferien ein, und bis dahin hoffe ich die ersten 6000 Thaler Eigenthum erworben zu haben. Ich eile dann nach Roseneck, begrüße die Braut und lege ihr die Summe zu Füßen als das erste Pfand des Glückes, das die Zukunft uns bringen soll."

Ein Zug des Neides zeigte sich in Toni's Antlitz. „Ich will es dir gönnen, Friedel, daß deine Wünsche sich erfüllen. Freilich wüßte ich manche andere Partie für dich, die des berühmten Sängers wohl würdiger wäre, als eine arme Lehrerstochter. Du könntest unter dem Adel wählen."

„Kann ich?" Ortini's Antlitz überschattete ein Ausdruck der Bitterkeit. „Weißt du auch, Toni," fuhr er fort, „weißt du auch, wie lange Ortini noch der gefeierte Sänger sein wird? Die Leute raunen sich zu, ich muthe meiner Stimme zu viel zu. Sie haben Recht, und doch kann ich es nicht lassen. Wenn ich auf den Brettern stehe, da will ich das Beste geben, was ich vermag, und sollte die Brust darüber zerspringen. Und doch — sobald ich einen der hohen Töne aus meiner Kehle erklingen lassen will, einen jener Töne, wie sie das Publicum elektrisiren und zu jubelndem Entzücken hinreißen, da zittere ich vor Angst, es möchte mir mißglücken. Schon mehr als ein Mal drohte die Stimme sich meiner Macht zu entziehen. O, sie wissen es auch recht wohl, die feinen hohen Herren, von denen mein Glück abhängt. Darum zögern sie, meinen Contract zu erneuern. Und doch hängt meine ganze Existenz daran, daß er verlängert werde. Es darf nicht heißen, die Hofbühne habe mir den Abschied gegeben. Sieh', Toni, um diese Gedanken zu ersticken, die mich oft fast zum Wahnsinn treiben, stürze ich mich in das wildeste Treiben. Ich tauche darin unter, doch ich versinke nicht darin; denn ein heiliger Talisman beschützt mich: die

Gabe meines guten Engels bewahrt mich vor dem Gemeinen."

Toni warf einen verstohlenen Blick auf den Sänger; wie immer hing auch heute an seiner prachtvollen Kette, einem Geschenk des Fürsten, das unscheinbare goldene Kreuzchen.

Sie erhob sich und ging nachdenklich im Zimmer auf und nieder. Endlich blieb sie vor dem Sänger stehen.

„Friedel," sagte sie mit herzlichem Ton, „die Befürchtungen, welche du eben ausgesprochen, nagen mir selbst schon lange am Herzen. Ich habe mich bemüht, das Mittel zu ergründen, das dir zur Erneuerung deines Contractes verhelfen wird."

„Es gibt keines; der Intendant Graf Hohenfeld ist keinem Einfluß zugänglich."

„Doch, denn die Gräfin vermag viel über ihn. Sie ist eine alte, würdige Dame — versprich mir, daß du ihr morgen deinen Besuch machen willst, um, indem du ihr deinen Wunsch ausdrückst, noch länger Mitglied der Hofbühne zu bleiben, sie um ihre Vermittelung bei dem obersten Lenker derselben zu bitten."

„Du meinst, die Gräfin könne mir zu meinem Wunsch verhelfen?"

„Ich weiß es. Sie ist leicht zu gewinnen. Versprich ihr ewige Dankbarkeit — und noch eins: hüte dich, ein Wort von Erna zu erwähnen. Obwohl freundlich und milde, besitzt sie den Aristokratenstolz; den fremden Künstler zählt sie zu den Ihren — den Künst-

ler, der sich mit der Hoffnung trägt, der Gatte eines Dorfmädchens zu werden, würde sie kalt abweisen."

Ortini erhob sich. „Ich werde deinem Rath folgen, Toni," sagte er. „Alles hängt für mich von dem neuen Engagement ab. Kein Mittel, es zu erlangen, bleibe unversucht. Doch jetzt leb' wohl! Ich muß in die Probe. Sobald ich von der Gräfin komme, erhältst du Nachricht."

Er verabschiedete sich. Triumphirend blickte die Schauspielerin ihm nach. „Er wird doch noch mein Gatte. Der Plan muß gelingen, vorausgesetzt, daß Eldon seine Schuldigkeit thut."

Und der Banquier that sie. Am Nachmittag desselben Tages sandte er der Verbündeten ein Billet folgenden Inhalts: „Die Gräfin ist mit allem einverstanden. Ich habe ihr gesagt, die Erwerbung des Kreuzes solle zu einer freudigen Ueberraschung für Ortini dienen, ein lang gewünschtes Wiedersehen vermitteln. Sie glaubt die Fabel und wird es ihm unter irgend einem Vorwand abfordern. Sobald die Gräfin es mir zugestellt, lege ich es in Ihre Hände.

Eldon."

14.

Grau und regenschwer wölbte sich der Himmel über Roseneck. Der Herbst verkündete seine Nähe; von den Bäumen fiel das Laub, welk und lebenssatt, und die letzten Rosen des Sommers verblühten vereinzelt an den vergilbten Sträuchen. Stolz hoben die Astern und Georginen in bunter Pracht ihr Haupt; ihre Zeit war nun gekommen. Aber kein Schmetterling setzte sich, Wonnetrank schlürfend, in ihren Duftpocal, kein bunter Käfer umschwirrte sie, wie die Rosen es gewohnt waren in warmer Juni-Nacht — dahin war die Zeit der Poesie, dahin auch für das Menschenherz.

Auf dem Wege, der von der Anhöhe in's Dorf führte, kam heute abermals Edmund von Seltenau daher, jetzt Graf Edmund von Werther. Sein Antlitz war ernst, und doch glitt es hin und wieder wie ein Ausdruck des Triumphes über seine Züge, und mehr als ein Mal zog er aus der Tasche seines Oberrockes ein Papier hervor, dessen Inhalt er überflog. Es war von der Hand der Komödianten-Toni geschrieben: „Ich sende Ihnen das Kreuz. Forschen Sie nie nach den Mitteln, durch welche ich es erlangte, und versuchen Sie sofort Ihr Heil bei Erna. Es sei Ihre Sorge, daß sie Ortini ihren Rücktritt anzeigt. Ihrem Scharfsinne überlasse ich es, Erna den Inhalt des

Briefes vorzuschreiben und darüber zu wachen, daß keine Zeile des Freundes oder gar er selbst ihr zu Gesicht komme. Tonette."

„Mir ahnt, daß ich mein Glück einer Intrigue verdanke," dachte der Graf. „Doch gleichviel — ich will nicht grübeln, nicht forschen; das Kreuz ist in meinem Besitz, und die Zukunft voll Glück liegt vor mir. Mag sich später aufklären, was da wolle; dann ist Erna mein Weib. Meine Liebe wird sie leicht das falsche Spiel vergessen lassen, zu dem ich gezwungen wurde, um sie als die Meine begrüßen zu können."

Während Graf Edmund den Weg zum Schulhause einschlug, saßen Erna und ihre Mutter auf ihrem gewohnten Platz am Fenster ihres bescheidenen Wohnstübchens, emsig mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Das Aussehen der Wittwe hatte sich merklich verändert: Sorge und Krankheit hatten ihre Kraft geschwächt und ihr Haar gebleicht; ihre zitternden Finger vermochten kaum die Nadel zu halten. Auch Erna war bleicher geworden; aber die Lieblichkeit ihres Antlitzes hatte eher noch zugenommen. Mit dem Ausdruck der innigsten Theilnahme sah sie auf die Mutter, und manche Thräne fiel verstohlen aus ihrem Auge auf das weiße Leinen unter ihrer Hand.

„Du solltest die Arbeit ruhen lassen, liebe Mutter, und ein Stündchen Schlaf suchen. Du bist so erschöpft."

„Laß mich nur, Erna," erwiderte die Wittwe. „Meinst du, ich sehe nicht, wie du dich opferst, wie

du die Nächte durchwachst, um das Elend unserer Lage zu verbergen? Erna, wie soll es werden, wenn in wenigen Wochen durch die Heirath des Lehrers uns auch die Stätte geraubt wird, wo wir bisher unser Haupt niederlegen durften?"

„Vertraue auf Gott, liebe Mutter. Er verläßt die nicht, welche auf Ihn ihre ganze Hoffnung setzen und den festen Willen haben, keine Mühe, keine Arbeit zu scheuen, um ehrlich und makellos durch die Welt zu kommen.

„Du hättest es anders haben können! Wenn ich in bangen, schlaflosen Nächten, mit meinen Gedanken allein, Vergangenheit und Zukunft durchschweife, so frage ich mich: warum mußte je dieser Friedel . . ."

Erna's Antlitz färbte sich glühend. „Er hat mich vergessen, Mutter, und doch hoffe ich noch immer. Ich vermag ihm nicht zu zürnen, ehe . . ."

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach ihre Worte. Zögernd betrat Graf Edmund von Werther das Zimmer der Wittwe, deren Augen wie im Strahl der Hoffnung erglänzten.

„Ich komme zu Ihnen, Frau Walter, und zu Ihnen, Erna," nahm der Edelmann das Wort, „um eine schon ein Mal ausgesprochene Bitte zu erneuern. Ich kann Sie nicht vergessen, Erna. Unausgefüllt bleibt der Platz einer liebenden und geliebten Gattin in meinem Herzen, wenn Sie heute abermals die Hand von sich stoßen, die ich flehend, vertrauensvoll Ihnen entgegenstrecke. Erna, überwinden Sie Ihre Bedenken! Ueber-

winden Sie dieselben Ihrer Mutter wegen, deren Tage vom Sonnenlicht bestrahlt zu gestalten, meine Sorge und mein Streben bleiben soll. Erna, willigen Sie ein!"

Das junge Mädchen schien einen furchtbaren Kampf mit sich zu kämpfen; sie warf einen Blick auf die leidende, abgezehrte Gestalt ihrer theuern Mutter. Fast wäre dieser Blick entscheidend gewesen, — aber in demselben Augenblick gedachte sie Friedels und ihres Versprechens.

„Auf dasselbe Verlangen, Herr Graf," erwiderte sie, „vermag ich, so sehr Ihre Anhänglichkeit mich rührt, nur dieselbe Antwort zu geben: ich betrachte mich als gebunden. Sie werden mich ein thörichtes Mädchen nennen; doch ich kann nicht anders handeln."

„Ich aber wiederhole Ihnen," sagte der Graf traurig, „daß Friedrich Hartmann, genannt Ortini, Ihrer Liebe, Ihrer Treue nicht würdig ist."

„Sie beleidigen einen Abwesenden, Herr Graf!"

Der Edelmann schöpfte tief Athem; jetzt galt es, den höchsten Trumpf auszuspielen.

„So hören Sie mich denn," sagte er nach einer Pause. „So groß ist meine Liebe zu Ihnen, daß ich beschloß, Ihrem Besitz zu entsagen und Ortini ein so ansehnliches Capital zu sichern, daß, wenn er einwilligte, der Bühne zu entsagen, er Ihnen eine bescheidene aber sichere Zukunft zu bieten vermocht hätte. Doch ehe ich zu diesem Aeußersten mich entschloß, wollte ich den Jüngling Ihrer Wahl prüfen, ob sein Charakter

geblieben, wie er einst war in der stillen, Geist und Körper erfrischenden Luft dieses Dorfes, oder ob er verdorben sei in großstädtischer Atmosphäre, im Dunstkreis des Bühnenraumes."

Er schwieg. In höchster Spannung hafteten Erna's Blicke an seinen Lippen.

„Und er?"

„Er bestand schlecht. Ich bin kein grämlicher Menschenfeind, der froher Jugend ihr Recht mißgönnt; wild und sturmbewegt genug war ja meine eigene. Aber nie beging ich eine Handlung, wie ich sie von ihm verüben sah, als er im Kreise seiner Zechgenossen mit der Liebe und langweiligen Treue eines Dorfmädchens prahlte . . ."

„Graf Werther, das ist eine Lüge!"

Mit blitzenden Augen, das Antlitz wie von Flammen übergossen, stand Erna vor dem Edelmann.

„Als er endlich," fuhr Werther fort, als habe er das Wort des Mädchens nicht vernommen, obwohl er ein Beben der Stimme nicht unterdrücken konnte, „als er endlich, trunken von Wein, an den Spieltisch trat und nachdem seine Kasse erschöpft war, ein goldenes Kreuzchen auf eine Karte setzte, augenscheinlich ein Andenken, das er, als von der Hand eines unschuldigen jungen Mädchens stammend, als Talisman des Glückes pries . . ."

„Nicht weiter — nicht weiter! Sie tödten mein Kind!"

Es war Frau Walter, welche diesen Schrei ausstieß und auf Erna zueilte, die bleich, fast besinnungslos auf einen Stuhl gesunken war. Erna wehrte sie ab.

„Es ist nichts, nichts, liebe Mutter,“ flüsterte sie; „eine Schwäche . . . Weiter . . . reden Sie weiter, Graf Werther, wenn Sie wollen, daß ich Ihnen glauben soll. Jenes Kreuz . . .“

„Jenes Kreuz ward das Eigenthum eines der Spieler, von dem ich es kaufte. Hier, Erna, ist es; seien Sie dessen Hüterin.“

Mit diesen Worten überreichte er dem jungen Mädchen das verhängnißvolle Kreuzchen, das sie einst in stiller Sommernacht dem scheidenden Friedel mitgegeben. Erna's Hand berührte es nicht; schaudernd zog sie die Finger zurück; dann schlossen sich ihre Augen und ohnmächtig sank sie in die Arme ihrer Mutter.

Zwei Tage später war Erna Walter die Braut des Grafen Edmund von Werther.

„Liebe kann ich Ihnen nicht versprechen,“ sagte sie zu dem Edelmann, dessen Freude grenzenlos schien. „Aber ein treues Weib sollen Sie finden, das versuchen will, Ihr Herz den guten und edeln Gefühlen zu erhalten, die es bewegen, seit Sie mit der Vergangenheit gebrochen haben.“

Edmund wandte sich ab, die glühende Röthe zu verbergen, die sein Antlitz überzog. „Es war das

letzte Opfer, das ich den Dämonen bringen mußte," tönte es in seiner Seele, „um ein reines Glück zu gewinnen."

An demselben Tage, da Erna dem Grafen Werther ihr Jawort gegeben, traf ein Brief für sie ein. Die Adresse trug die Schriftzüge Friedels, aber das Schreiben gelangte nicht an seine Bestimmung; zu gut hatte der glückliche Bräutigam seine Anstalten getroffen — in seine Hand wanderte der Brief. Er enthielt die Mittheilung, daß Friedrich die Gabe der Geliebten geopfert, um sich in seiner Stellung zu erhalten.

15.

Mehr als zwei Jahre waren dahin gerollt an dem Rade der Zeit, seit Rudolph von Werther mit den Seinen jäh aus seinem Eigenthum getrieben worden. Ohne die Beendigung der Formalitäten abzuwarten, die man sehr rasch erledigte, zog er sich mit seiner Familie auf ein kleines, seiner Gattin gehörendes Landgut zurück, das den Namen „Margarethenruhe" trug. Die Gnade des Landesherrn hatte ihm gestattet, sich „von Werther-Seltenau" zu nennen; trotzdem aber hatte er sowohl den Adel als den Beinamen abgelegt und nannte sich schlichtweg „Werther".

Mit Fassung und Würde hatte die Gräfin Margaretha in ihre neue Lebensstellung sich gefunden.

Nur eines bekümmerte sie: es war das Verhältniß Rudolph's zu seinem Bruder Edmund. Ihr Gatte war zu stolz, dem lange Vermißten sich zu nähern, der ihm den directen Verkehr untersagt hatte. Margaretha hatte eine Vermittelung angebahnt; allein nur zu schlau hatte Eldon seine Minen angelegt, zu sehr Edmund's Gemüth gegen seine Familie erbittert. Ungelesen, mit dem Bemerken, man möge sich ähnliche Correspondenzen ersparen, kam das Schreiben zurück. Die feinfühlende Frau verbarg die ihr angethane Kränkung unter dem verdoppelten Streben für das Glück der Ihren.

Am wenigsten litt Melanie unter der Veränderung ihrer äußern Umstände. Ihr frischer, jugendlicher Sinn setzte sich leicht darüber hinweg, daß sie keine reiche Erbin mehr war. Auch das Zurückziehen ihrer bisherigen Gespielinnen bekümmerte sie wenig; sie erkannte nur zu wohl, daß alle Freundschaft nur ihrer Stellung und ihrem Reichthum gegolten hatte.

Das junge Mädchen hatte sich herrlich entwickelt; ihre Gestalt war voller und gereifter geworden, aber ihr Antlitz hatte den zarten, lieblichen Ausdruck bewahrt, der ihm von Kindheit her eigen gewesen.

Das leichte Gefährt des Gutsherrn, der aus der nahen Hauptstadt des Districts kam, rollte in den Hof, und bald darauf trat Rudolph Werther in das freundlich ausgestattete Wohnzimmer, wo Gattin und Tochter seiner harrten.

Die zwei Jahre hatten den jovialen Mann im Aeußern wenig verändert. Seine weiche, gefügige

Natur wußte sich allen Verhältnissen anzupassen und ihnen die beste Seite abzugewinnen.

Herzlich begrüßte er die Seinen, dann rief er vergnügt: „Sucht nun euere schönsten Toiletten hervor, Kinder. Ich habe euch ein Vergnügen vorbereitet. Während meiner Anwesenheit in der Stadt erfuhr ich, daß heute Abend der berühmte Tenorist Ortini seine erste Gastrolle im dortigen Theater gibt. Er tritt als Raoul in den »Hugenotten« auf. Zwar soll seine Stimme den frühern Glanz nicht mehr besitzen, aber ihn zu hören ist immer noch der Mühe werth. Wir müssen uns einrichten, zeitig genug zur Stadt zu fahren. Wir können im Hotel »zum Prinzen« übernachten."

Melanie jubelte laut. „Der gute Vater! Wie er unser stets gedenkt!" rief sie. „Aber wir werden wohl keine Plätze mehr erhalten."

Lachend zog der Vater eine Karte hervor. „Dies Billet sichert uns eine Loge als unbestreitbares Eigenthum für diesen Abend, und ich hoffe — doch was ist dir, Margaretha?" wandte er sich an seine Gattin. „Du scheinst nicht einverstanden mit der Ueberraschung!"

„Verzeih' mir, Rudolph," entgegnete die Dame des Hauses. „Du weißt, wie ich die Kunst liebe und gern an gutem Gesange mich erfreue; allein es widerstrebt mir, in die Oeffentlichkeit zu treten, die wir so lange gemieden. Hier sind wir so friedlich, so glücklich — warum den engen, lieben Kreis durchbrechen, und uns aufs neue in die Welt begeben?"

„Weil wir es Melanie, unserm Kinde, schulden, Margaretha," entgegnete Rudolph ernst. „Und dann, sähe es nicht aus, als hielten wir uns selbst für schuldig an dem unseligen Irrthum meines armen Vaters, als hätten wir gewußt, daß wir Besitzer unrechten Gutes seien, und mieden jetzt grollend oder beschämt das Auge der Welt? Nein, Margaretha, warum sollten wir uns jedes erlaubte Vergnügen versagen der Welt wegen, jenes Ungethüms, das tausend Zungen besitzt und tausend Ohren und Augen! Mit dem Panzer des Selbstbewußtseins gerüstet, wollen wir ihr entgegen treten, und ihre Pfeile treffen uns nicht."

„Du sprichst wahr, Rudolph, und doch . . ."

„Meinst du nicht, daß sie auf Jeden ihr Geschoß richte und eine wunde Stelle erspähe? Schützte meinen Bruder, den Grafen Edmund, sein neu erworbener Reichthum vor der bösen Nachrede, daß er Unrecht gethan, als Mann in reifern Jahren ein weit jüngeres Mädchen zur Gattin zu erwählen? Und doch soll er so glücklich und sein Familienleben, besonders seit kürzlich die junge Frau ihn mit einem lieblichen Knaben beschenkt, ein so reines sein, daß ich ihm fast sein Benehmen gegen mich verzeihen möchte — das überdies wohl zum größten Theil eines Elenden Gehässigkeit verschuldete."

„Vernahmst du nichts von jenem Eldon, der uns zu Mitschuldigen eines Vergehens machen wollte, um ihm zur Befriedigung seiner Habgier zu verhelfen?"

„Er soll in der Residenz ein Bankgeschäft im großartigsten Stil betreiben. Freilich hört man in der letzten Zeit manche Gerüchte über seine Verhältnisse, und vorsichtige Leute sollen im Angesicht der drohenden Börsenkrisis die ihm anvertrauten Capitalien gekündigt haben. . . . Doch lassen wir den Elenden. Eine andere Neuigkeit habe ich für euch. Eine Stunde von hier befindet sich das Gut Wallborn, das augenblicklich zum Verkauf ausgeboten wird; eine stattliche Besitzung. Aber es scheinen sich wenig Liebhaber dafür zu finden, und wie man mir mitgetheilt, ist der einzige Reflectant der Graf Edmund von Werther."

„Dein Bruder!"

„Ja, mein Bruder," wiederholte Werther ruhig. „Er wird in diesen Tagen mit seiner Gattin dort eintreffen, das Gut zu besichtigen. Margaretha, Wallborn liegt nicht sehr weit von unserer Besitzung. Wenn es eine Fügung des Himmels wäre . . ."

„Hoffe nichts, Rudolph," unterbrach ihn seine Gattin. „Ich glaube den Charakter deines Bruders zu kennen und bin überzeugt, daß selbst das Glück seiner Ehe ihn nicht weicher und entgegenkommender gegen seine Familie stimmen wird."

„Nun, dann mag er es vor seinem Gewissen verantworten!" rief Rudolph. „Wir aber wollen jetzt nur uns selbst leben. Denkt an euere Toilette, meine Lieben; ihr sollt mir Ehre machen, die Städter sollen euch bewundern!"

Schon seit dem frühen Nachmittag waren die Eingänge zum Theater von einer dichten Menschenmasse umlagert, die des Augenblicks harrte, wo die Pforte des Kunsttempels sich ihr erschließen sollte. Der Ruf des Sängers Ortini hatte die Neugierigen herangelockt. Wenn es auch hieß, daß seine Stimme in der kurzen Zeit seiner Bühnenwirksamkeit schon bedeutend verloren habe, so war er doch immer noch eine Größe, und zudem trug die seltsame Existenz, die er führte, bald lebend wie ein Geizhals, sich das Nothwendigste kaum gönnend, um Gold auf Gold zu häufen, bald wie ein Verschwender mit vollen Händen das Gold um sich streuend, sehr viel zu dem Antheil bei, den man ihm entgegenbrachte.

Nun schlug die Stunde des Eintritts. Knarrend öffneten sich die hohen Thüren, und in das Haus ergoß sich der Strom der Menge. Während in dem noch halbdunkeln Zuschauerraum ein dumpfes Murmeln von Stimmen durch einander klang, hier ein Witzwort, dort, in den höchsten Regionen, ein Zank über die Besitzergreifung der besten Plätze, während ein Musiker nach dem andern in das Orchester schlich, die Gaslampe über dem Notenpult aufdrehte, sein Instrument stimmte und sich anschickte, seine mühsame Pflicht zu erfüllen, herrschte hinter dem Vorhang jenes rege Treiben, das dem Beginn einer Oper, die viele Kräfte beschäftigt, vorher zu gehen pflegt. Mit kreischendem Ton wurden Decorationen aufgewunden und umgestellt, in Gaze gekleidete Ballet-Tänzerinnen huschten über die Scene, ein

Tenor, dessen Körper halb in einem französischen Edelmannscostume steckte, halb mit einem gelben Sommerpaletot bekleidet war, betrachtete sich durch die Oeffnung im Vorhang das Publicum. Ein wirres Durcheinander von Stimmen schallte aus den Garderoben und aus dem Hintergrund, wo der Regisseur, im bequemen Hausrock, mit mächtiger Brille bewaffnet, seine letzten Anordnungen traf.

An einer der Hinterthüren hielt ein zweispänniger Wagen; der neben dem Kutscher sitzende Diener sprang vom Bock und öffnete den Schlag. Ein Herr, in einen leichten Mantel gehüllt, stieg aus. Kaum hatte er den Boden berührt, den ein bis in den Corridor führender Teppich bedeckte, als der Director des Theaters, vom Secretair begleitet, im Eingange erschien und mit tiefer Verbeugung den Gast begrüßte.

„Ich bin glücklich,“ begann er feierlich, „den Signor Ortini . . .“

„Jean, du hast doch das Kästchen?“ unterbrach der Fremde die salbungsvolle Anrede, indem er sich an seinen Diener wandte.

„Gewiß, gnädiger Herr!“

„Trage es in die Garderobe!“

Dann sich an den Director wendend, fuhr der Gefeierte fort: „Ich erlasse Ihnen die Complimente, lieber Director. Ich wünsche nichts als Ruhe bis zum Beginn der Vorstellung. Sorgen Sie dafür, daß ich nicht gestört werde.“

„Sie fühlen sich doch nicht unwohl?" fragte der besorgte Bühnenlenker. „Ihr herrliches Organ erscheint mir etwas verschleiert . . ."

Der Sänger lachte gezwungen. „Sie können ohne Sorge sein, lieber Director. Ich werde gut bei Stimme sein und Ihnen volle Häuser schaffen."

„Wir wollen es hoffen," seufzte dieser innerlich, während der Secretair zweifelnd den grauen, erfahrenen Kopf schüttelte.

Die dem Sänger auf seinem Gange begegnenden Collegen grüßten achtungsvoll, und freundlich dankte Ortini. Der Sänger war noch immer ein schöner junger Mann; seine Gestalt war voller geworden, die Frische aber fehlte ihr, die jugendliche Elasticität, deren auch das Antlitz entbehrte. Der berühmte Künstler schien rasch zu altern. Schon zeigte sich an seinen Mundwinkeln jene Furche, welche Uebergenuß des Lebens oder geistige Erschöpfung vor den Jahren hervorzurufen pflegt.

Die Garderobe war in einen Wald von blühenden Topfgewächsen und Blattpflanzen umgewandelt, Candelaber brannten an den Wänden und zu beiden Seiten des hohen Spiegels, der die Erscheinung Ortini's in ihrer ganzen Höhe zurückgab. Ein Sammetteppich bedeckte den Boden, und schwellende Divans von gleichem Stoff luden zur Ruhe ein.

Der Director hatte sich entfernt, nachdem er den Gast bis an diesen Ort geleitet, und Ortini blieb allein. Er trat an den mit einer prachtvollen Decke

behangenen Tisch. Derselbe war mit Kränzen und Bouquets bedeckt, die von Kunstenthusiasten schon vorher dem Sänger gespendet worden, ehe er noch die Bretter betrat. Auch einige Briefe lagen dabei, die Ortini nach flüchtiger Durchsicht bei Seite warf. Mit mehr Wohlgefallen richtete sich sein Blick auf den silbernen Champagnerkühler, der zwei Flaschen Sect barg; aber schnell verdunkelte er sich wieder, als seine Hand das Kästchen öffnete, das der Diener, seinem Befehl gemäß, vorangetragen hatte.

Dasselbe, von kostbarem Holz, auf das reichste verziert, zeigte einen gar seltsamen Inhalt: es enthielt mehrere Phiolen, mit verschiedenen gefärbten Flüssigkeiten gefüllt, sowie einige feine Pinsel.

„Er hat Recht, der besorgte Mann," sagte er zu sich selbst, indem er die Thüre schloß. „Meine Stimme klingt belegt; ich fühle es wie einen Alb auf der Brust . . . Ach, wann schlägt die Stunde, wo ich Ruhe finde? . . . Kommt her, ihr Tropfen, ihr Mixturen, ihr Helfer des Augenblicks, die ihr für Minuten wirkt, um für Jahre zu zerstören! Wie lange wird es noch dauern, und auch euere Kraft ist dahin? Mit jedem hohen Ton, der sich meiner Kehle entringt, ist mir's, als müsse die Stimme brechen. Aber sie hielt bis heute, sie muß ferner halten, bis ich genug erspart . . . erspart, für wen?"

Der Pinsel, den er eben in eine der Mixturen gesteckt, entsank seiner Hand, seine Augen wurden feucht.

„Für jene nicht mehr, die ich verloren — vielleicht durch eigene Schuld. Wohl zitterte meine Hand, da ich das Kreuz, das sie mir scheidend anvertraut, von der Kette löste, um es jener Frau zu schenken, die Verlangen danach trug. Damals glaubte ich die Gabe Erna's meinem Ehrgeiz opfern zu müssen. Ja, ich glaubte es. Ich erreichte mein Ziel, ich wurde abermals engagirt, freilich nur auf ein kurzes Jahr, und dann als sinkender Stern entlassen. . . . Zu jener Stunde aber, da ich mich ihres Geschenkes entäußerte, war Erna schon nicht mehr die Meine."

Er zog einen Brief hervor, den er auf der Brust trug, und las, ihn entfaltend: „Ich habe dein Leben verfolgt, ich weiß, daß du dich in das Meer aller Leidenschaften stürztest und untergingst in seinen Wogen, daß du des Heiligsten spottest und daß du mißachtest, was dir einst lieb und theuer war. Mein Herz würde um dich brechen, wollte nicht das Geschick, daß ich einem edleren Manne eine reine Neigung eingeflößt, einem Manne, der mir versprach, nicht von der Bahn des Guten zu weichen, die du verließest, trotz meiner Thränen und meines Gebetes. Nicht widerstehen kann ich der Pflicht, die mir verbietet, meine Zukunft und das Glück meiner Mutter dem zu opfern, der meiner nicht mehr gedenkt. Ich werde die Gattin dessen, den du unter dem Namen Seltenau kennen und schätzen lerntest. Friedel, Gott schütze dich — Er verzeihe dir, was du mir angethan und erhöre mein Gebet für dich.

Erna."

„Seltenau's Gattin!" Schrill lachte der Sänger auf. „Was that ich dir, Erna, daß du mich so gekränkt, daß du meine Briefe unerbrochen zurücksandtest, als Zeichen, daß alles aus sein sollte — alles! Was blieb mir übrig, als mich zu betäuben im wilden Strudel, was blieb mir . . . als dieser Trost?"

Er sprang auf und entkorkte eine der Silberflaschen; ein hohes Krystallglas schenkte er des Schaumweines voll.

„Das gibt Feuer, gibt Vergessen," sagte er. „Nicht mehr an die trübe Vergangenheit will ich denken, nein, an den Triumph, der meiner an diesem Abend harrt. Alles drängt sich um mich, alles huldigt mir. . ."

Ein leises Pochen unterbrach seine Worte. Unwillig über die Störung schlug er den Deckel des Medicinkästchens zu.

„Ich fühle mich so stark, so frisch! Hinweg für heute mit dem Plunder!" Dann ging er, um den Riegel zurück zu schieben. Der Theater-Secretair erschien auf der Schwelle.

„Die Ouverture wird sogleich beginnen," sagte er. „Ihr Auftreten ist nach wenigen kurzen Scenen — die Garderobiers harren Ihres Befehles."

„Sie mögen kommen; ich bin bereit."

„Sehr wohl. Nur noch eins! Wünschen Sie das Ihnen zukommende Honorar sofort nach jeder Vorstellung ausgezahlt oder . . ."

„Ich bin mit Geld versehen. Zahlen Sie den Betrag meiner sechs Gastrollen, wenn sie beendet sind, an den Banquier Eldon in der Residenz."

„Banquier Eldon?" Der Secretair zuckte mit den Achseln. „Sehr wohl."

„Was haben Sie gegen den Mann? Ich wünschte es zu wissen! Mir ist bekannt, daß in der letzten Zeit einiges Mißtrauen gegen ihn sich erhob, weil ihm eine oder die andere Speculation mißglückte. Aber Eldon ist ein tüchtiger Kopf, und ich habe Zutrauen zu ihm seit er unaufgefordert mein Vermögen, durch seine Speculationen vergrößert, in meine Hände zurückgeben wollte."

„Fürchten Sie nicht, daß dieses Anerbieten nur den Zweck hatte, Sie zu berücken, Ihnen jeden Zweifel zu benehmen? Lassen Sie mich Ihnen aufrichtig mittheilen, was ich als Geschäftsmann vernommen und was Ihnen vielleicht fremd geblieben. Eine Börsenkrisis kann jeden Augenblick ausbrechen; der Sturz eines großen Hauses in Antwerpen ist die Ursache. Mit ihm soll Eldon eng verbunden gewesen sein, und heute geht das Gerücht . . ."

„Mensch, sind Sie wahnsinnig?" schrie der Sänger auf. „Oder wollen Sie mich dazu machen? Mit diesen Zweifeln soll ich den Raoul singen, mit dieser Angst Sinn für die Oper haben? Nichts glaube ich, gar nichts; nur Neider sind es, die gehässig das Haus Eldon in den Staub zu ziehen suchen. Gehen Sie, senden Sie die Garderobiers."

Der Secretair gehorchte; mit tiefer Verbeugung verließ er die Garderobe des Sängers. Draußen verzog sich sein Mund zu spöttischem Lachen.

„Das war für die hochmüthige Begrüßung von vorhin, mein stolzer Sänger," murmelte er. „Künftig schneide nicht dem Director das Wort ab, um deine eigenen Befehle zu ertheilen!"

16.

Das Haus war ausverkauft, jedes Winkelchen besetzt. Der Raum strahlte in einem Lichtmeer. In dem ersten Rang und den Sperrsitzen zeigte sich die Aristokratie der Stadt in reichen Toiletten. Juwelen blitzten und Fächer rauschten, der Blumenduft der prachtvollen Bouquets in den Händen der Damen durchzog das Haus.

In einer Loge des ersten Ranges, hart an der Bühne, befand sich Rudolph Werther mit Gattin und Tochter. Die Damen hatten die vordern Plätze inne, und manches Auge wandte sich theilnahmvoll zu dem nun siebenzehnjährigen jungen Mädchen, das einfach aber geschmackvoll gekleidet war und mit sichtlichem Vergnügen sich dem für sie seltenen Schauspiel hingab.

Jenes Paar aber, augenscheinlich Fremde, das eben in das Parquet getreten war und sich auf die für sie bestimmten Sitze niederließ, zog weit mehr noch die

Aufmerksamkeit der Menge an. Es war ein stattlicher Mann von eleganter Haltung, nicht auffallend, aber nach der neuesten Mode gekleidet. Neben ihm saß eine junge Dame, augenscheinlich seine Gattin; denn oft ruhte sein Auge auf ihr mit dem Ausdruck der innigsten Liebe, und nur sie allein schien in dem übervollen Hause für ihn da zu sein.

Die Dame schien dieser Theilnahme werth. Ihre Gestalt war zart und schlank, ihre Züge von einer seltenen Lieblichkeit, ihre Toilette eben so einfach als gewählt. Sie trug ein schlichtes Kleid von seegrüner Seide, als einzige Verzierung reich mit weißen Spitzen besetzt, und ein Diadem von Maiglöckchen schlang sich durch das volle, dunkelblonde Haar.

Der Herr wandte sich zu ihr. „Du bist bleich, Erna,“ sagte er. „Sei mein starkes, mein muthiges Weib! Gib mir, indem du dieser Vorstellung beiwohnst, den Beweis, daß du ganz mit der Vergangenheit gebrochen hast und dich glücklich an meiner Seite fühlst.“

„Kannst du daran zweifeln, Edmund?“ erwiderte die junge Frau eben so leise. „Kannst du noch zweifeln, seit die höchste Freude mir beschieden, seit Gott uns ein holdes Kind geschenkt? Bietest du nicht alles auf, mein Dasein zu einem sonnenhellen zu machen, lebst du nicht nur für der Deinen Wohlfahrt? Undankbar wäre ich, könnte ich so viel der Liebe anders lohnen als mit höchstem Dank. . . Und doch,“ fuhr sie fort, „doch ist es mir ganz wundersam um's Herz,

wenn ich denke, daß ich ihn wiedersehen soll, der meine Treue mit Undank lohnte. Welch ein Wiederfinden, Edmund! Aus dem schlichten Friedel Hartmann ist der berühmte Sänger geworden, aus Erna Walter die Gräfin Werther."

„Ich begreife die Erregung deines feinfühlenden Herzens," entgegnete der Graf. „Der Wille des Menschen gleicht oft der Stärke des Adlers, aber sein Vollbringen der Schwäche der Taube; und alles erträgt das Herz, nur nicht die Erinnerung an ein verlorenes Glück oder an eine erlittene Schmach. Beides bereitete er dir, er, der dir nun als Fremder gegenüber steht."

„Und wenn er mich erkennt, Edmund? Wenn er versucht, sich uns zu nähern?"

„Sei ohne Sorge! Er hält dich für Seltenau's Gattin und wird nicht wissen, daß dieser Seltenau sich inzwischen in den Grafen Werther verwandelte. Außerdem aber verlassen wir schon morgen in der Frühe die Stadt, um Wallborn zu besichtigen. Gefällt es dir, so schließe ich sogleich den Kauf ab."

Das Aufklopfen des Capellmeisters ließ ihn inne halten. Die Bühnenklingel ertönte, und die Ouverture begann.

Die ersten Scenen gingen rasch und theilnahmlos vorüber. Alles harrte des Augenblicks, da Ortini, der gefeierte Gast, die Bretter betreten würde. Die französischen Edelleute auf der Bühne drängten sich jetzt dem Hintergrunde zu, um sich zum Empfang des Gastes, des Grafen Nevers, aufzustellen. Nun schritt

er durch die Arkaden und betrat die Stufen der Estrade, die zum Raum des Festes führt. Auf der letzten blieb er stehen und blickte ringsum, als überfliege er die Reihen der Versammlung, der er sich, ein Fremder, zugesellen solle; in Wirklichkeit aber schweifte sein Auge flüchtig über das Publicum, das ihn mit jubelndem Applaus empfing. Es haftete auf einer Loge des ersten Ranges, aus der, weit vorgebeugt, ein junges Mädchen auf die Bühne schaute, als wolle sie keine Geste, keinen Ton des berühmten Darstellers verlieren. Ein seltsames Gefühl schlich ihm bei ihrem Anblick durch's Herz, er konnte sein Auge nicht abwenden von den lieblichen Zügen — aber es mußte sein; denn Tact auf Tact des einleitenden Ritornells verrauschte, und nun begann seine Rolle.

Schon bei den ersten Tönen entstand eine beifällige Bewegung im Publicum; so schön, er fühlte es selbst, so rein und voll hatte seine Stimme selten geklungen. War die Wirkung des Champagners die Ursache, oder war es das wohlthuende Gefühl, das ihn bewegte seit des fremden jungen Mädchens Augen auf ihm ruhten?

Die Töne des Sängers drangen in Melanie's Herz; sie war so beklommen und so froh zugleich. Die neuen Eindrücke schienen sie zu überwältigen. Die vielen Lichter, die Menschen, die Musik und die verworrene, ihr schwer verständliche Bühnenhandlung, das alles drohte sie zu betäuben. Sie athmete fast erleichtert auf, als das rauschende Finale des ersten Actes

zu Ende, der Ritter Raoul zum Hofe der Königin von Navarra auf geheimnißvolle Weise abgeführt war und der Vorhang fiel.

„Nun, Melanie,“ wandte sich der Vater zu dem jungen Mädchen, „bist du zufrieden?“

„Ob ich es bin, theuerer Vater! Mehr als ich dir sagen kann. Und doch, was ist aller Glanz und alle Pracht im Hause und auch auf der Bühne gegen Ortini's Stimme? Mir ist, als ob ich weinen müsse, so dringt sie mir in's Herz.“

„Kleine Schwärmerin,“ sagte Werther lachend. „Gewiß hast du ihm deine Begeisterung verrathen; denn mir ist, als wende sich häufig sein Blick hierher. Aber du hast Recht, auch mich hat er entzückt. Traurig ist es, daß nur die Stimme und das Aeußere es ist, das man bei dem Künstler wirklich schön und tadellos nennen kann.“

Melanie schwieg verstimmt; sie konnte es sich gar nicht anders denken, als daß ein Mann, der eine so rührende Stimme besaß, deren Töne die Hörer bis in die Tiefe des Herzens erschütterten, auch ein guter Mensch sein müsse: ihrem reinen Sinn war das Bühnenleben mit seinen Leidenschaften unbekannt.

Während dem verstummte allmälig jenes Rauschen und Wogen, das nach dem Fallen des Vorhangs den Zuschauerraum erfüllt. Unten im Parquet blickte Graf Edmund von Werther auf seine Gattin. So einfach und zurückgezogen auch die Gräfin lebte, so waren ihr doch Zerstreuungen wie die heutige keine Neuheit.

Aber sie sah so bleich aus, so ergriffen, daß ihr Gatte besorgt wurde.

„Komm, Erna,“ sagte er leise; „wir wollen nach Hause fahren. Der heutige Abend übersteigt deine Kräfte. Es war grausam, daß ich dich überredete, heute mit mir die Oper zu besuchen, und nicht davon abstand, als ich vernahm, daß Ortini singe.“

„Laß uns bleiben, Edmund! Ich glaubte, du sähest in meiner Begleitung ein Zeichen, daß ich den Undankbaren vergessen hätte. Du sollst dich nicht getäuscht haben,“ erwiderte die Gräfin. „Verzeih, wenn die Erinnerungen mächtiger sind als ich, wenn seine Stimme mich so wunderbar ergreift . . . Bist du doch selbst bleich und erregt.“

„Ich bin's, was soll ich's leugnen! Jenes Gefühl, das meine Brust beschlich, da ich diese Stimme zum ersten Mal vernahm, ergreift mich auch heute. Mir ist, als ob ein geheimnißvolles Band. . . .“ Er erschrak, als ob er zu viel gesagt, und verstummte.

Auf der Bühne herrschte während des Zwischenactes ein reges Treiben. Ortini konnte und wollte sich der Bewunderung der Collegen und der Kunstenthusiasten, die ihn umdrängten, nicht entziehen. Unter ihnen machte sich ein Banquier jüdischer Abkunft bemerkbar, der durch Vorschüsse an den Director und an die Mitglieder, wie durch häufige Geschenke sich das Recht erkauft hatte, die Bühne zu betreten. Mit widriger Zudringlichkeit drängte er sich an den jungen Künstler heran, ihn mit Einladungen und Anerbie-

tungen von Freundschaftsdiensten überhäufend, die Ortini kühl zurückwies.

Das Zeichen zum zweiten Act ertönte, der Vorhang rauschte empor.

Begeistert von der ihm zu Theil gewordenen Ehre, schien Ortini seine Stimme zu immer größerer Schönheit gestalten zu wollen. Freilich legte er sich etwas Schonung auf; wollte er sie doch der Anstrengung fähig erhalten, die er ihr während der beiden folgenden Acte zuzumuthen hatte. Derselbe begeisterte Jubel der Zuhörer ertönte, dieselben Huldigungen auf der Bühne empfingen ihn, als der Vorhang gefallen war. Rasch entzog er sich ihnen, um sich in seine Garderobe zurückzuziehen und ungestört zu ruhen, bis sein Erscheinen auf der Bühne erforderlich war. Er schloß hinter sich ab und streckte sich auf das Sopha. Zum ersten Mal seit langer Zeit durchdrang ein sonderbares Wohlbehagen seinen Körper. Das war ein anderes Gefühl, als die Stimmung, in die er sich durch künstliche Mittel versetzen mußte, wenn er sich aufheitern und die dunkeln Schatten verscheuchen wollte, die so oft seine Sinne umnachteten. Wie ein lichtes Bild stand das Antlitz jenes Mädchens vor seiner Seele, das so aufmerksam seinen Tönen gelauscht, das so unschuldsvoll ihm in's Auge geblickt. Er war ja noch jung, er durfte ja noch hoffen! Wenn es eine Möglichkeit gäbe, das junge Mädchen und ihre Familie näher kennen zu lernen, wenn er durch ein makelloses Dasein, vereint mit seinem Talent, sich doppelte Anerkennung

zu verschaffen vermöchte – mehr als je schien ihm der Weg zum Reichthum offen zu stehen, seit wie durch Zauberschlag der Wohlklang und die Stärke seiner Stimme zu neuer Schönheit gelangt war. Unermüdlich wollte er streben, unermüdlich zusammenhäufen — doch zuvor mußte er forschen, ob sein neuer Traum mehr sein dürfe, als eine bloße Chimäre. Der Director sollte ihm Rede stehen.

Er zog die Klingel, um Befehl zu ertheilen, den Bühnenlenker zu ihm zu bescheiden. Allein noch ehe er sie berührt, ward heftig an die Thüre gepocht. Er öffnete sogleich.

„Habe ich schon aufzutreten?“ fragte er.

„Der Act hat begonnen, aber Ihre Scene ist noch weit entfernt,“ erwiderte der Inspicient, der verstört auf der Schwelle stand. „Eine andere Ursache führt mich her. In Ihrer Garderobe befindet sich ein Flacon Essigäther — das wollte ich mir ausbitten.“

„Ist Jemand unwohl geworden?“

„Der Banquier Wolffsberger. Man brachte ihm eine Depesche auf die Bühne, die er erbrach und dann sofort ohnmächtig niedersank. Der Secretair meint, es betreffe den Fall eines Hauses, mit dem der Wolffsberger viele Geschäfte gemacht, und das ihn mit in den Sturz ziehe.“

Theilnehmend suchte der Sänger den Bewußtlosen auf, der in dem Nebenzimmer auf einem Sopha ruhte. Der Theaterarzt war um ihn beschäftigt. Er grüßte den berühmten Tenoristen und sagte leise:

„Er wird sich bald erholen. Es ist keine Kleinigkeit, wenn man eine solche Depesche bekommt; das kann einen Geschäftsmann schon zu Boden werfen. Lesen Sie selbst — es ist kein Geheimniß.“

Ahnungslos durchflog Ortini's Auge das verhängnißvolle Papier. Es war aus der Residenz datirt, dem Orte seiner frühern Wirksamkeit, und lautete: „Bankhaus Eldon fallirt, Eigenthümer verschwunden. Hunderte von Vertrauenden ruinirt, deponirte Gelder in Speculationen aufgegangen. Passiva über eine halbe Million, Activa nicht vorhanden.“

„Um Gottes willen was ist Ihnen?“

Mit diesem Aufschrei fing der Arzt, unterstützt von dem Director, den Sänger auf, der wie ein Trunkener schwankte und zu fallen drohte. Sein Antlitz war leichenblaß und verzerrt, seine Augen stier; große Schweißtropfen standen auf seiner Stirne.

„Das soll heißen, daß ich ein Bettler bin.“

„Signor Ortini, Signor Ortini!“ Der Inspicient eilte heran. „Sie haben zu erscheinen.“

Der Sänger richtete sich empor. Sein Aussehen war erschreckend. „Ich komme!“ drang es kaum vernehmbar über seine Lippen.

„Ich lasse Sie nicht!“ rief der Arzt. „Sie dürfen in diesem Zustande nicht . . .“

„Ein Bettler muß für Brod sorgen!“

Der entsetzte Director warf dem allzu pflichttreuen Arzte einen bezeichnenden Blick zu.

„Signor Ortini wird seine Ehre wenigstens retten," sagte er. „Lasse ich den Vorhang fallen, hätte das Publicum Anspruch auf Entschädigung, und ich einen Verlust von . . ."

„Signor Ortini, es ist die höchste Zeit!"

Der Sänger richtete sich empor, um im nächsten Augenblick wieder zusammen zu sinken. Dennoch hielt er sich aufrecht. Nun schwankte er, von dem Arzte unterstützt, bis zu der Coulisse, von wo er heraustreten mußte. Jetzt tönte des Orchesters rauschende Musik, die mächtige Stimme des Bassisten, und da erschien er selbst, der Held des Abends, um neuen Ehren entgegen zu gehen. Sein wirrer Blick fiel auf die Seitenloge — noch immer saß das holde junge Mädchen dort. Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust, wie ein ersticktes Schluchzen. Wo waren seine Hoffnungsträume?

Jetzt verstummte alles; denn an ihm war die Reihe, zu singen. Todtenstille entstand im ganzen Hause, denn diesem Act, in dem er sein herrliches Talent in vollstem Umfang zu entfalten vermochte, hatte Jeder mit Spannung entgegen gesehen. Er öffnete den Mund, aber kein Ton drang aus seiner Kehle. Ein Murmeln ging durch die Reihen; er vernahm es wohl und bot seine höchste Willenskraft auf.

„Ein verspäteter Einsatz," zischelten die Kenner, und verwundert blickte der Capellmeister von seinem Pulte auf den berühmten Sänger, dessen Stimme endlich nachgab und sich lenksam zeigte.

Einige unbedeutende Strophen, theilweise inmitten des Chors gesungen, gingen spurlos vorüber; aber bei der ersten Gelegenheit, da er allein die Scene beherrschte, drang es abermals wie ein Zischeln durch die Reihen des Hauses. Er fühlte selbst, daß er nur mechanisch sang, ohne Ausdruck, ohne Leidenschaft; er fühlte, wie die Stimme, die sich noch vor Kurzem in ihrer höchsten Reinheit gezeigt, hart und heiser klang.

So konnte es nicht bleiben! Wie ein jäher, wilder Trotz durchzuckte es ihn. Jetzt nahte eine Stelle in der höchsten Stimmlage; seine ganze Kraft setzte er ein, sie herauszuschmettern und damit im Sturm sich den Beifall wieder zu erobern. Die Stimme versagte — und doch war es besser, als wenn ein schreiender Mißton das Ohr des Publicums beleidigt hätte.

Er sah, wie die Leute die Köpfe schüttelten und sich Bemerkungen zuflüsterten, und warf einen Blick auf das junge Mädchen in der Loge. Melanie war sehr bleich geworden — der Sänger bemerkte, wie sie unwillkürlich die Hände faltete. Hatte sie in unbewußter Sympathie in seiner Seele gelesen?

Aber sie war nicht die Einzige im großen Zuschauerraum, deren Herz vom tiefsten Mitgefühl bewegt war. Jene junge bleiche Frau an der Seite ihres Gatten im Parquet schien ebenfalls einer Ohnmacht nahe; von ihrer Stirne perlte der Schweiß, als ob sie die Anstrengung mit dem Sänger droben theilen müsse, der in wilder Verzweiflung seine Rolle verfolgte.

Die berühmte Stelle des Schwurs vor dem Zweikampf war gekommen. Sie war sonst ein Triumph Ortini's gewesen, sie sollte es auch heute werden. Alles oder nichts — war seine Losung. Dem Spieler glich er, der verzweifelnd das letzte Geldstück auf die Karte setzt. Nun trat er an die Lampen. Ein langer Athemzug — er setzte an, um aus tiefster Brust hervor den höchsten Ton seines Organs zu schmettern.

Da fiel sein Blick in's Parquet, da sah er die schöne junge Dame in reicher Toilette, die, als ob sie einen Schutz gegen ihre Schwäche suche, die Hand des neben ihr sitzenden Herrn erfaßte — er erkannte die Frau, erkannte ihren Begleiter . . .

Schrill tönte statt des erhofften Wohlklangs ein häßlicher Mißlaut aus seiner Brust; der Ton war verunglückt, die Stimme gebrochen.

Ein Pfiff erschallte, vielleicht von einem Kunstliebhaber ausgestoßen, der erzürnt über die ihm gewordene Enttäuschung war. Freilich folgte ihm ein Ausdruck des Unwillens von Seiten des Publicums, denn man sah den Sänger unter der Schminke leichenblaß werden und zurücktaumeln. Die ihn Umgebenden vernahmen ein lautes Schluchzen aus seiner Brust.

Ob man es in der Loge gehört haben mochte, die zunächst der Bühne lag? Durch die Luft flog ein dunkeler, unscheinbarer Gegenstand. Es war ein Veilchenstrauß — derselbe, den Ortini in des jungen Mädchens Hand bemerkt hatte, das so gespannt seiner Stimme lauschte.

Die Lorbeerspenden, die ihm einst so reichlich geworden, hatten ihn stets kalt und gleichgültig gelassen. Aber als der Veilchenstrauß auf die Bühne fiel, als er ihn liegen sah hinter dem Vorhang, der auf den Wink des verzweifelnden Directors sich senkte — — „Bringt ihn mir," flüsterten seine Lippen. Dann brach er zusammen, die Sinne vergingen ihm.

17.

Durch die hohen Wipfel der Bäume eines kleinen Gehölzes schimmerte die Nachmittagssonne eines der ersten Frühlingstage. Mild und wonnig war die Luft; es schien als sei es des Lenzes erster Kuß, den er der Erde biete, und als müsse unter ihm alles keimen nnd aufblühen, was sich noch versteckt hielt in dumpfer Hülle. Die Strahlen umschmeichelten das Haupt des einsamen Wanderers, der langsam den schmalen Waldpfad dahin zog. Er war noch jung, aber sein Antlitz war bleich und eingefallen, der Strahl seines Auges matt und erloschen. Seine Kleidung mußte einst eine elegante gewesen sein; jetzt zeugte sie, trotz des sichtbaren Bemühens, ihre Fadenscheinigkeit zu verbergen, von Armuth, und der Staub, mit dem sie bedeckt war, von einer weiten Fußreise.

„Ich kann nicht weiter," flüsterte der Wanderer vor sich hin. „Ich verschmachte vor Durst und Hitze,

und kein Zeichen bietet sich, daß eine menschliche Wohnung in der Nähe ist. Wo mag ich sein? Freilich, mir kann's gleich bleiben — wenn nur mein Fuß mich nicht an Orte führt, wo ich einst Triumphe gefeiert und wo ich jetzt einziehen müßte als Bettler, Verzweiflung in der Seele, den Tod in den Gliedern."

Er lehnte sich gegen einen Baumstamm, um sich zu stützen; sein Haupt sank auf die Brust, seine Augen schlossen sich. So still und friedlich war es um ihn; kaum daß ein Vogel zwischerte im grünen Laubdach, durch das die Sonne ihren wärmenden Strahl wie einen milden Himmelsgruß herabsandte.

Da drang es an sein Ohr wie ein leises Rauschen und Plätschern; er horchte auf, und ein Schimmer der Freude überzog sein bleiches Antlitz.

„Ein Quell! Er kann nicht weit sein. Ich will versuchen, bis zu ihm zu kommen."

Er brauchte nicht weit zu gehen; wenige Schritte von dem Orte entfernt rieselte unter einer Gruppe hoher Eichen ein frischer Quell. Ihm zur Seite stand zierlich geschnitzt ein Muttergottesbild, als sei der Himmelskönigin dieser Ort geweiht, wo der durstende Wanderer Labung, der Ermattete Ruhe finden konnte. Auch eine Rasenbank stand im Schatten der Baumriesen. Es war ein traulicher, sorgsam gepflegter Ort; ein Kranz frischer Blumen schmückte gar freundlich die Einfassung der Quelle, eine Guirlande duftenden Grüns das Madonnenbild.

Der Fremde wankte zur Quelle und schöpfte einen Trunk. Ach, er war nicht im Stande, das innere Feuer zu löschen, das ihn verzehrte!

„Hier will ich rasten, hier will ich sterben," sagte er, sich auf die Bank legend. „So friedlich ist es hier, als sei diese Stätte ein Bett, das mich sanft umfängt, und alles, was ich erlebt, was ich gelitten, sei ein Traum. Wie eine gütige Mutter breitet die Madonna ihre Arme aus, mir winkend: Komm, du Armer, Verirrter, komm zur Ruhe."

Er erhob sich von seinem Lager. In Fiebergluth brannten seine Wangen, leuchteten seine Augen; er wankte zu dem Bilde und vor ihm niederkieend zog er einen vertrockneten Veilchenstrauß hervor, der auf seiner Brust ruhte.

„Dir weihe ich die letzte Gabe des Glücks — die Blumen, die eine reine Mädchenhand mir zuwarf in der furchtbarsten Stunde meines Lebens. Mehr habe ich ja nicht! Nimm gnädig auf das Opfer; segne sie, die sie mir spendete, segne den alten Oheim, den ich so tief gekränkt."

„Seid Ihr krank, fremder Mann? Ihr habt wohl einen weiten Marsch gemacht?" Es war eine klare, frische Mädchenstimme, die an des Wanderers Ohr drang.

Er erhob den matten Blick — ein junges Mädchen in schlichtem weißen Kleide, den Strohhut am Arm, ein Körbchen mit frischen Blumen in der Hand, stand vor ihm und blickte ängstlich fragend in sein Antlitz.

Ein Lächeln der Seligkeit flog über die Züge des jungen Mannes. „Sie ist es, deren Bild mich begleitete auf meiner Wanderfahrt, die mich fern hielt vom Gemeinen, mochte auch Elend und Krankheit den Körper zerrütten! Madonna, Du sandtest wir im Sterben den holdesten deiner Engel — habe Dank.“

Todtenblässe hatte das Antlitz des jungen Mädchens überzogen, als sie den am Boden Ruhenden erkannte. „Großer Gott, er ist es, der Unglückselige!“ schrie sie auf. „Und dort — mein Strauß, den er treu bewahrte! O Himmelskönigin, in deren Schutz er sich begab, laß ihn nicht sterben, rette sein Leben, rette seine Seele!“

Sie beugte sich zu dem halb Bewußtlosen nieder und netzte ihm die kalte Stirne mit dem Wasser des Quells. Noch einmal schlug er die Augen auf; mit matter Hand fuhr er sich über die Stirne.

„Noch lebe ich — mir ist so wehe, so bang und doch so wohl. Geh' nicht von mir, du Milde, du Samariterin! Wer bist du?“

„Melanie Werther nennt man mich, und auf meiner Eltern Besitzthum seid Ihr, nahe der Kreisstadt.“

„Nahe dieser Stadt?“ Ein düsteres Feuer flammte in den Augen des Kranken auf, ein Fieberschauer ließ seinen Körper erbeben. „Dort war's ja, wo mein Schicksal sich entschied, wo ich vernahm, daß ich ein Bettler sei durch eines Elenden Betrug; dort war es, wo ich sie wieder sah, die mir die Treue brach, wo der Schmerz das Band meiner Stimme sprengte

und Hohn mir ward statt erhofften Triumphs. Ein Sinnloser stürzte ich fort, wohin — was fragte ich danach! Nur weit, weit weg vom Orte meiner Schande! Ich versuchte mein Brod mit dem Rest meiner Stimme zu verdienen; ich gab Unterricht, doch . . . das Glück hatte mich verlassen. So zog ich von Ort zu Ort, der Krankheit Trotz bietend, die an mir zehrt, bis ich hierher kam . . . um hier zu sterben."

Melanie rang die Hände. „Wir sind allein, ohne Beistand — hilf, Madonna, du Gnädige!"

„Schon dunkelt es vor meinen Augen," fuhr der Sänger im Flüsterton fort. „Reich' mir die Hand, du Gütige. Segne dich Gott! Und hörst du, daß ich todt bin, so schenke mir ein Kreuzchen auf mein Grab, so ein ganz kleines, winziges. Darauf soll man schreiben: »Der arme Friedel«. Und dann bete ein Mal für ihn, er verdient es; sein Herz war nicht schlecht . . ." Die Stimme des Armen erlosch in einem Hauch.

„Friedel!" Laut schrie Melanie auf. „Nicht sterben sollst du! Lebe, um meinetwillen lebe! Ein tiefes Mitleid zieht mich zu dir. Mir ist, als müsse ich dich an's Herz ziehen wie einen theuern heimgekehrten Bruder. Und wenn die ganze Welt dich verläßt — ich will dir treu bleiben!"

„Da bist du ja, Melanie! Ich wußte es wohl, daß ich dich an deinem Lieblingsplatz finden würde."

Es war die Stimme Rudolph Werther's, der sich der Quelle nahte und schon durch die Büsche das helle Kleid seiner Tochter bemerkt hatte.

Melanie stürzte ihm entgegen.

„Hilf, Vater! Rette jenen Unglücklichen dort. Er darf nicht sterben!"

Erschreckt eilte Werther zu dem regungslos Daliegenden und prüfte seinen Zustand.

„Er lebt," sagte er; „aber schnelle Hülfe thut noth. Das Haus ist entfernt, kein Mensch in der Nähe. . . . Doch halt," unterbrach er sich. „Als ich kam, bemerkte ich einen offenen Wagen langsam die Chaussée dahin fahren. Wenn ich diesen Pfad hier verfolge, der den Weg kürzt, vermag ich ihm zu begegnen. Ein Herr und eine Dame saßen darin — sie werden menschlich genug fühlen, einem Verunglückten beizustehen."

Er eilte in der bezeichneten Richtung fort, während Melanie unablässig bemüht war, dem Besinnungslosen Hülfe zu spenden. Rudolph kam eben zur rechten Zeit; freilich rannen große Tropfen von seiner Stirne, — aber was galt ihm Anstrengung, wenn es sich um ein Menschenleben handelte? Schon vernahm er den Lauf der Pferde und im nächsten Augenblick fuhr die von ihm vorhin bemerkte Equipage vorüber.

Ein Wink an den Kutscher ließ diesen halten. Verwundert blickten der im Wagen sitzende Herr und die junge Frau, welche mit einem allerliebsten etwa dreijährigen Knaben auf dem Schooße neben ihm saß, auf den Herantretenden.

„Verzeihung," nahm Rudolph das Wort, „wenn ich Ihre Fahrt unterbreche, allein ich komme, Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen. Einige Minuten von

hier fand meine Tochter einen Mann erkrankt, fast dem Tode nahe. Kein Beistand ist zur Hand, und ehe ich solchen von meinem Hause herbeizuschaffen vermöchte, wäre es vielleicht zu spät."

Mit einem Satz war der Herr aus dem Wagen. „Mein Wagen und ich selbst stehen zu Diensten."

„Laß uns dich begleiten, Edmund," bat die Dame. „Vielleicht kann auch ich von Nutzen sein."

„Hülfreich und gut wie immer," entgegnete der Herr lächelnd. „Es sei, wie du befiehlst."

Hastig schritt Rudolph voran; sich den Fremden vorzustellen hatte er noch immer Zeit, sobald er den Kranken sicher geborgen. Sie waren bei der Quelle angelangt, wo Rudolph den Ohnmächtigen verlassen hatte, und fanden Melanie an seiner Seite, unablässig seine Stirne mit frischem Wasser netzend.

„Er athmet noch!" rief sie den Kommenden entgegen. „Gewiß, wir werden ihn retten."

Die junge Frau setzte den Knaben auf den weichen Moosboden nieder. „Ich habe mein Flacon bei mir," sagte sie. „Lassen Sie mich Ihnen beistehen."

Sie hatte sich rasch dem Besinnungslosen genähert. Aber mit einem Ausruf des Entsetzens blickte sie nun in die bleichen, verwitterten Züge — Todtenblässe bedeckte ihr Antlitz. „Allgütiger Gott . . . es ist Friedel!"

Der Herr war hinzugesprungen und stützte die Wankende.

„Fasse dich, Erna," sagte er, obwohl auch seine Stimme zitterte. „Auch mich bekümmert dieser Un-

glückliche in tiefster Seele; aber hier thut die schleunigste Hülfe Noth. Rasch in den Wagen und dann zum nächsten Hause."

„Das nächste ist das meine. Rudolph Werther ist mein Name, meine Wohnung kaum eine Viertelstunde entfernt."

Der Fremde machte eine Bewegung, als ob er sich entfernen wollte. „Rudolph Werther, der Usurpator des Werther'schen Besitzes?"

„Usurpator?" Hoch auf richtete sich Werther. „Jetzt freilich, im Angesichte dieses Mannes, der unserer Hülfe bedarf, ist es eben so elend, zu beleidigen, als Beleidigungen rächen zu wollen. Aber sobald die Hülfe geleistet, werden Sie mir Rede stehen für die Wiederholung der Verleumdung, die Eldon, jener Schurke — ersonnen hat, um seinen Haß zu befriedigen."

„Nicht so, nicht so!" rief die junge Frau. „Gottes Finger ist es, der an diesem Orte, im Angesicht der Mutter Gottes alles zusammen führt, was im Wahn und Irrthum sich getrennt! Blicke in dieses Mannes Züge, Edmund, in das holde Antlitz dieses jungen Mädchens, — kein Falsch, kein Trug spricht aus ihnen. Wer weiß, ob nicht dich selbst eines Elenden Intriguen umweben, der so Viele in's Verderben gestürzt. Nicht im Zorn sollt ihr euch gegenüber stehen, ihr, die Gott schuf, treu zusammen zu halten als eines Hauses Söhne. Oeffne die Arme deinem Bruder, Edmund — reichen Sie ihm die Hand, Rudolph von Werther: Sie dürfen es, sein Herz ist geläutert."

Aber Rudolph wandte sich ab. „Er verleugnete mich," sagte er düster, „er sandte meine Briefe zurück ... Lassen Sie uns vereint diesem Armen helfen und dann ... möge es bleiben wie vorher."

Da eilte mit rascher Bewegung Edmund auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme. „Du bist unschuldig, Bruder," rief er. „Mir sagt's des Herzens Stimme ... Eldon ist ein Verleumder! Ja, du hast Recht, Erna: Gottes Hand ist es, die uns hier zusammenführt. Er wird uns beistehen, diesen Armen zu retten und an ihm manches Unrecht gut zu machen; ein neues Dasein soll er finden in unserm Kreise. Jetzt nach deinem Hause, Rudolph; und ist alles geklärt, was sich als trübe Wolke zwischen uns gelagert, — dann nach Wallborn, wo ich euch empfangen will mit brüderlichem Willkommen."

Vorsichtig hoben die Männer die regungslose Gestalt des Sängers empor und trugen sie zum Wagen. Hand in Hand folgten Erna und Melanie mit dem Knaben.

18.

Drei Wochen später rollte ein leichtes Gefährt die Chaussée entlang, die von der Besitzung Rudolph Werther's nach Wallborn führte. Ein bleicher junger Mann in einfacher aber feiner Kleidung, die Spuren überstandener Krankheit im Antlitz, saß auf dem Rück-

sitz, ihm zur Seite die Gattin Rudolph's und ihr gegenüber, mit dem Ausdruck der innigsten Theilnahme, Melanie Werther, während Rudolph selbst den Wagen führte.

„Wie leicht, wie wohl ist mir!“ sagte der junge Mann. „Mir ist, als wäre ich neu verjüngt und sähe zum ersten Mal die Wunder des Frühlings, als läge eine unübersteigbare Kluft zwischen dem Heute und Gestern und ich dürfe nicht rückwärts schauen, wollte ich nicht auf's neue in den Abgrund taumeln, aus dem euere Sorge, euer Bemühen den an Leib und Seele Kranken gerettet.“

Die ältere Dame legte sanft die Hand auf des Genesenden Arm. „Still, Friedrich,“ sagte sie, „nichts von uns! War es denn mehr als Pflicht, was wir für Sie gethan?“

Des jungen Mannes Augen leuchteten. „Ich will es lohnen!“ rief er; „ich fühle die Kraft in mir, noch jetzt ein neues Dasein zu beginnen, — ein Dasein, das nicht in schwindelnder Höhe sein Ideal sucht. . . . O Melanie,“ fuhr er fort, „zürnen Sie mir nicht, wenn so das überwallende Herz Sie nennt: Ihnen danke ich das Leben; der Gedanke an Sie wird mir Stärke verleihen, mich empor zu schwingen auf ehrenvoller Bahn.“

„Sie werden es können, Friedrich,“ sagte die Gattin Rudolph's, während das junge Mädchen ihre Thränen verbarg. „Mein Schwager, der Graf Edmund von Werther, der Sie von früher her kennt und schätzt,

will Ihnen wohl und betrachtet die Sorge für Ihre Zukunft als eine heilige Pflicht. Er war es, der mit größter Mühe den Aufenthalt Ihres Oheims, des Meister Hartmann, erkundete und den alten Mann veranlaßte, aus England, wo er im Hause eines alten Freundes weilt, hierher zu kommen."

„Mein Oheim?" rief Friedel in höchster Freude. „Mein Oheim, den ich so tief gekränkt, den ich nimmer wieder zu sehen hoffen durfte! Wie habe ich solches Glück, solche Theilnahme verdient? O, daß ich ihm danken könnte aus meiner Seele Tiefe!"

„Sie dürfen es; wir sind auf dem Wege nach Wallborn, einer Besitzung des Bruders meines Gatten. Der Arzt hat diese Ausfahrt gestattet."

„Aber was weiß denn Graf Werther von meiner Herkunft, was von meinem Oheim, der still in einem abgelegenen Dorfe lebte?"

Das Antlitz der Mutter Melanie's nahm einen ernsten, beinahe feierlichen Ausdruck an. „Hören Sie mich an," sagte sie. „Sie stehen vor einer ernsten Stunde Ihres Lebens. Der Allgütige, der Ihnen die Kraft der Jugend wiedergab, ist ein Gott der Milde, und Vergebung heißt sein Gebot. Der Bruder meines Gatten, den Sie auf Wallborn finden werden, seine Gemahlin, die mit heißen Thränen das Krankenlager des Freundes ihrer Jugend benetzte — sie sind Ihnen keine Fremden. Graf Edmund von Werther nennt sich der Mann, den Sie einst unter dem Namen Seltenau

kannten, und Erna Walter ist sein liebendes und geliebtes Weib, die Mutter seines Sohnes."

Auf fuhr der junge Mann, so heftig, daß Rudolph sich halb lachend, halb ärgerlich auf seinem Sitz umwandte. „Was gibt es da drinnen?" rief er. „Will der Herr wohl ruhig sitzen bleiben! Wir haben genug zu thun gehabt, im Delirium des Fiebers ihn vor unnützen Sprüngen zu bewahren."

Aber die Strafrede des jovialen Mannes blieb von Friedrich ungehört; er war auf seinen Sitz zurückgesunken, seine ganze Gestalt zitterte.

„Ich soll Erna wiedersehen, die mich schnöde von sich wies, und ihn, auf dessen Rath ich der glänzenden trügerischen Bahn folgte? Soll ihn als ihren Gatten wiederfinden, glücklich im Ueberfluß, während ich . . . O nein, nein, laßt mich fort, . . . ich vermag's nicht!"

Fest hielt Melanie's Hand den Aufgeregten. „Friedel," sagte sie sanft, „vermag man's nicht, wenn eine treue Schwester da ist, die Hand auf des Bruders blutende Herzwunde zu legen?"

Dem jungen Manne traten die Thränen in die Augen. „Melanie, mißdeuten Sie nicht die Gefühle meines Herzens. Die Neigung zu Erna ist erloschen. Seit ich Ihren Strauß an mein Herz drückte in der Stunde des höchsten Jammers, seit dieser Zeit ist der Gedanke an Sie mein Alles auf Erden. Melanie, die Liebe eines Bettlers ist mehr als Wahnsinn, und ich entsage, in meiner Seele tiefsten Winkel sie verschließend. Aber verlangen Sie nicht, daß ich mit dieser Liebe im

Herzen in den Kreis Beglückter trete und ein Zeuge des häuslichen Friedens Derer sein soll, die mich verriethen."

„Da wären wir am Ziel!" rief Rudolph dazwischen. Lustig knallte die Peitsche in seiner Hand, der Wagen bog in eine kleine Allee ein und hielt vor einem stattlichen Gebäude. Wallborn war erreicht.

Diener eilten herzu, den Herrschaften bei dem Aussteigen behülflich zu sein. Rudolph's Gattin selbst reichte dem Genesenden mit fast mütterlicher Sorge die Hand. Aber Friedrich blieb sitzen.

„Lassen Sie mich, nachdem ich Ihnen mein Herz eröffnet habe, nicht länger hier verweilen," bat er flehend. „Ich weiß, nach dem, was ich gesprochen, darf ich nicht mehr in Ihrer Nähe verweilen; lassen Sie mich meines Weges gehen. Verzeihen will ich diesem Hause, dessen Glück durch einen Raub an dem meinen erkauft wurde . . . es betreten kann ich nicht!"

„Will Onkel Friedel den kleinen Max lieb haben?"

Ein allerliebster Knabe von drei Jahren war aus dem Hause gesprungen, und sich an den Wagen drängend, streckte er seine Händchen dem bleichen jungen Manne entgegen. Blonde Locken umwallten das frische liebliche Antlitz mit den purpurnen Lippen und den großen blauen Augen.

„Onkel Friedel, willst du nun bei uns bleiben? Wir haben dich so lieb."

Thränen rannen über des jungen Mannes bleiche Wangen. Sie bewiesen die von der Krankheit noch

gebliebene Schwäche. „Ja, lieb will ich dich haben, Sohn meiner Erna,“ rief er mit erstickter Stimme, „so lieb als wärest du mein eigen Kind!“

Er sprang aus dem Wagen und hob den Knaben hoch empor in seine Arme, das Antlitz ihm mit Küssen bedeckend. Vertraulich schlang der Kleine die Arme um des Mannes Hals und lehnte das blonde Köpfchen an seine Wangen. Als Friedrich aufblickte, war er allein mit dem Knaben; die Familie Werther hatte sich still zurückgezogen. Auf der Treppe des Hauses aber erschien eine schlanke weibliche Gestalt in einem schlichten, langwallenden Kleide von dunkelblauer Seide, ohne jeden andern Schmuck als ein kleines goldenes Kreuz am schwarzen Bande.

„Friedel!“ sagte die junge Frau, und ihre Stimme bebte; „armer, armer Friedel, was mußt du gelitten haben?“

„Nicht war, Erna, das Leiden hat mich verändert?“ Friedrich's Stimme klang voll Bitterkeit. „Ich habe viel durchgemacht in den wenigen Jahren, vom höchsten Glanz in's Nichts gestürzt. Aber nichts traf so sehr in's Herz, als jene Kunde, daß du von mir abgefallen, Erna, daß du, die treue Freundin, mich verrathen, um eines andern Mannes Gattin zu werden.“

„Mußte ich mich nicht von dir geopfert glauben, da dieses Kreuz, das ich dir in der Stunde unseres Abschiedes reichte, das du wie ein Heiligthum zu bewahren mir versprachst, in meine Hand zurück gelangte?“

„Dieses Kreuz? ... Großer Gott, mir ahnt ein furchtbares Truggewebe! Ja, Erna, es war ein Unrecht von mir, eine kaum zu sühnende Schuld, mich dieses Kleinodes zu entäußern; aber ich glaubte es einer würdigen Dame zu übergeben, die nach ihm verlangte. Ich hoffte durch dieses Opfer meine Carrière zu befestigen, die ich bedroht wußte. Ich theilte dir ja sogleich den Vorfall mit; aber uneröffnet kam mein Brief zurück, begleitet von deinen Zeilen. Du zerrissest das Band zwischen uns, ... du sagtest dich los von mir!"

„Beide waren wir das Opfer eines Betruges! Alles weiß ich nun. Ach, daß ich es sagen muß: der Mann, den ich heute meinen Gatten nenne, scheute selbst vor der Intrigue nicht zurück, mich dir zu entreißen und für sich zu gewinnen. Alles hat er mir gestanden, bereuend und zu meinen Füßen um Vergebung flehend. Friedel, er ist ein Anderer geworden; zürne ihm nicht, vergib ihm, wie ich ihm vergebe; sein Herz ist gut. Thränen vergoß er an deinem Lager; er war es, der den Aufenthalt deines guten Oheims erkundete und ihn hierher beschied. Friedel, sei milde. Würde ich für ihn bitten, wenn er es nicht verdiente?"

„Erna, was verlangst du? Ich kann nicht!"

Der junge Mann wandte sich ab, seine Bewegung zu verbergen. „Eine Frage, Erna, und ich will vergessen," sagte er dann tonlos; „ich will die Mittel vergessen, die jener Mann anwandte, unsern Bund zu trennen. Bist du glücklich?"

Auf des Kindes Haupt legte die junge Frau die Hand. „Ich bin es.“

Es war kein Zweifel — das Wort kam überzeugend aus tiefster Seele.

„So segne Gott dich, Erna, und dieses Haus. Leb' wohl.“

Den Enteilenden hielt Erna's Hand fast gewaltsam zurück. „Friedel, wohin willst du?“

„Ich kann hier nicht weilen. Die geheimsten Gefühle meines Herzens verrieth ich bei der Herfahrt der würdigsten der Frauen, der Mutter Melanie's. Sie war gütig genug, des Genesenden zu schonen und nicht mit gerechtem Stolz des Bettlers Unverschämtheit zurückzuweisen. Aber ich fühle, daß meines Bleibens in diesem Kreise nicht sein kann. In einem der nächsten Dörfer möge der Oheim mich finden, wenn er wirklich kommen sollte; das Gastrecht im Hause der Werther habe ich verwirkt.“

„Nicht so,“ rief die Gräfin, „nicht so, Friedel! Erkennst du denn nicht die allewige Gotteshand, die verwirrte Fäden ordnet und über uns die Geschicke lenkt? Soll ich dir sie schildern, die Nächte, die ich mit Melanie und ihrer Mutter an deinem Bette gewacht, die Thränen, die ich um dich vergießen sah, den Jubel, da der Arzt dich für gerettet erklärte? Friedel, Melanie theilt deine Neigung —, aus ihrem eigenen Munde vernimm die Gewißheit, . . . und ihren Eltern geht das Glück ihres Kindes über alles.“

Wie überwältigt von der Kunde sank der junge Mann auf den nächsten Sitz. „Zu viel des Glückes, es zu fassen," flüsterte er. „Und doch, und doch . . . es kann nicht sein!"

Da tönte hinter ihm die Stimme des Grafen Edmund; unbemerkt hatte der Gemahl Erna's das Haus verlassen und war näher getreten.

„Frederico Ortini existirt nicht mehr," sagte er. „Einem Meteor glich seine Erscheinung. Friedrich Hartmann wird ein neues Dasein beginnen, als dessen Preis ihm die Hand der lieblichsten der Jungfrauen winkt. Friedrich, ich habe viel an Ihnen und an Ihrem Oheim gut zu machen; seien Sie, indem Sie mir vergeben, die Brücke, über die ich zur Versöhnung mit Franz Hartmann, dem Bruder meiner ersten Gattin, schreiten kann. Seit ich im Besitz Erna's, im Besitz meines süßen Knaben so unaussprechlich glücklich bin, da ist mir's, als müsse ich alles aufbieten, vergangene Thaten zu sühnen. Jedes Glück fordert seinen Preis; ich möchte so gern ihn für das meine zahlen. Denn es lastet wie eine bange Ahnung auf mir, als müsse noch ein Tag kommen, an dem des Herrn Hand mich trifft, als sei alle Seligkeit ein Traum und schrecklich werde das Erwachen sein. . . . Darum," fuhr er fort, „verschmähen Sie diese Hand nicht, Friedrich; sie will Ihre Zukunft sichern, damit Friedrich Hartmann ebenbürtig um Melanie Werther werben kann. Dieses Gut, das ich für meine Gattin bestimmte, nehmen Sie es von uns an als einen Beweis, daß kein Groll . . ."

Friedel sprang auf. „Ich nehme Ihre Hand, Herr Graf," sagte er, „obwohl mir diese Hand sehr wehe gethan . . . aber nichts weiter als nur diese! Wollen Sie mir beistehen, mit Hülfe meines Oheims einen Wirkungskreis zu suchen, in dem ich durch rastlose Thätigkeit mich so weit empor zu schwingen vermag, den süßen Traum meines Herzens fortzuspinnen, so nehme ich Ihre Vermittelung an. Nur was das Recht der Blutsverwandtschaft oder die Frucht eigener Thätigkeit verlieh, sei die Mitgift dessen, der um Melanie zu werben gedenkt."

„Recht so, junger Mann," rief Rudolph Werther, der bei den letzten Worten mit den Seinen aus dem Hause getreten war und sich der kleinen Gruppe näherte; „stolz liebe ich den Spanier! Und nun hören Sie auch meinen Vorschlag. Auf einem der größten Güter dieses Districts mögen Sie die Eigenschaften erwerben, die zu einem tüchtigen Landwirth erforderlich sind; je früher Sie damit fertig sind, desto besser für Melanie. Erna hat Recht, auch wir haben in unseres Kindes Seele gelesen . . . und es von Ihnen zu reißen, dazu sind wir zu schwach."

„Melanie, Melanie! Gott der Gnade, es ist kein Traum!" Er stürzte auf das junge Mädchen zu und sank zu ihren Füßen nieder. „Melanie, du verwirfst nicht den Armen, Namenlosen?"

„Verwarf dich die Madonna, zu deren Füßen ich dich fand, Friedrich?" erwiderte Melanie sanft. „Bringst du mir nicht Schätze zu, so kenne ich doch den Edel-

stein, den ich in dir gewonnen, ein treues Herz, geläutert von den Irrthümern des Daseins."

Liebevoll erhoben die Eltern Melanie's den jungen Mann, zu dem auf's neue Graf Edmund herantrat.

„Und nicht ganz mittellos sollen Sie sich am Beginn der neuen Bahn finden!" sagte er zu Friedrich. „Seit einem halben Jahre weilt der ehemalige Geheim-Secretair unseres Vaters, der Banquier Eldon, in der benachbarten Stadt, wo er ein neues Geschäft begründete. Der Schurke hat sich so sicher zu stellen gewußt, daß keiner seiner alten Gläubiger ihm etwas anzuhaben vermag. An jenem Tage aber, da der Arzt versicherte, Sie dem Dasein zu erhalten, begab ich mich zu ihm, und durch die Drohung, das falsche Spiel zu enthüllen, das der Elende zwischen mir und meinem Bruder getrieben, zwang ich ihn, einen Theil des Ihnen geraubten Geldes zu vergüten. Diese zwanzigtausend Thaler sind die Frucht meines Bemühens."

Mit zitternder Hand empfing der junge Mann die Banknoten, welche Graf Edmund ihm überreichte. Konnte er des Guten noch so viel erwarten? Er blickte empor zum Himmel und unwillkürlich faltete er die Hände. Ein stilles Dankgebet stieg empor aus dem Kreise dieser schwergeprüften Menschen zu der Wohnung des Ewigen.

Erna brach das Schweigen. „Noch eine Bekannte aus früherer Zeit her," nahm sie das Wort, „weilt jetzt in der Stadt; es ist die Komödianten-Toni aus Roseneck, unter dem Namen Tonette als Schauspielerin

engagirt. Sie führt ein wildes Leben und steht an der Spitze einer tollen Schaar, bei der Eldon nicht fehlt."

„Sie wagte es," setzte der Graf hinzu. „uns hier aufzusuchen, und da ich mir ihre Gegenwart verbat, rächte sie sich, indem sie meiner Gattin die Intrigue enthüllte, die, mir selbst unbekannt, mit Hülfe einer würdigen Dame, die zu einem guten Zweck die Hand zu bieten glaubte, angewandt wurde, um Erna's Kreuz dem Sänger Ortini zu entreißen. Um unseres Kindes willen verzieh die Theuere mir, und nun ergrimmt, daß es ihr nicht gelungen, unsern häuslichen Frieden zu stören, sprengt die Tonette fast täglich in glänzender Cavalcade an unserm Hause vorüber, mit höhnischen Blicken mein stilles, glückliches Asyl musternd — und uns doch darum beneidend. Hört ihr es in der Ferne daher stürmen? Es ist die Zeit, wo wir sie gewöhnlich an der Spitze ihrer Bewunderer vorüber jagen sehen."

In der That wirbelte in der Ferne eine Staubwolke auf, und der Hufschlag galoppirender Pferde drang zu den Ohren des kleinen Kreises.

„Sie soll uns eng verbunden sehen," sagte Friedel hastig; „die Toni war einer der Dämonen meines Lebens; sie soll erkennen, daß ihre Macht zu Ende ist."

Näher und näher kam es: ein Stimmengewirr und ein übermüthiges Lachen. Auf feuerigen Rossen sprengten Reiter daher, an ihrer Spitze die ehemalige Komödianten-Toni in einem Reitkleide von lichtgrauer Seide, das federgeschmückte Hütchen keck auf einem Ohr.

Toni's Auge fiel auf die Gruppe vor dem Hause, und ein Schrei der Ueberraschung entwand sich ihren Lippen, da sie Friedel's ansichtig ward. Aber ein Ausdruck des bittersten Neides und ohnmächtiger Wuth verzerrte ihr Antlitz, sobald sie bemerkte, daß der junge Mann des Grafen Edmund Hand erfaßte und die andere Melanie entgegen streckte. Wuthglühend spornte sie ihr Pferd, daß es rasend dahin stürmte; ihr nach, mit lautem Halloh die Schaar ihrer Begleiter.

Auf sprang der Graf, Leichenfarbe bedeckte seine Züge, seine Augen schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen — mit ausgestreckter Hand wies er auf die Chaussée.

„Allmächtiger! Mein Kind . . . rettet!"

Ein furchtbarer Aufschrei ertönte, ein Ruf der höchsten Angst, und mit ihm zugleich das Wehklagen einer Kinderstimme, das aber schon im nächsten Augenblick verstummte. Für einen Augenblick nicht beaufsichtigt, hatte der kleine Knabe das schützende Gitter des Vorgartens geöffnet und war auf die Chaussée gegangen. In kindischer Neugier hatte er den Reiterzug in nächster Nähe sehen wollen und sich mitten in den Fahrweg gestellt. Nun stürmte sie daher, die wüste Schaar — wer hatte Augen für das zarte Kind am Wege? — und über den kleinen Körper ging die tolle Jagd. Im Gelächter des Uebermuthes verhallte der schwache Kindesschrei, der verzweifelnde Angstruf der Seinen. Weiter sprengte die Cavalcade und verschwand wie ein wüstes Traumbild.

Friedrich war der Erste, welcher an den Ort des Schreckens stürzte. Er hob das Kind empor — es schien unverletzt, aber seine Augen waren geschlossen, seine Wangen todtenbleich; an der linken Schläfe tropfte Blut hervor.

„Mein Sohn . . . mein Kind! Lebt es?"

Graf Edmund war dem jungen Manne entgegen gestürzt, während Erna zitternd, wie gelähmt dastand; die Sprache versagte ihr, der Fuß wurzelte am Boden, — nur ihre Augen redeten.

„Einen Arzt!" rief Rudolph in höchster Aufregung, indem er sich anschickte, in's Haus zu stürzen, um die Dienerschaft zu alarmiren. „Sofort einen Arzt!"

Langsam, das Kind in seinen Armen, näherte sich Graf Edmund der Gruppe; sein Blick hielt den Bruder zurück. Der noch eben so rüstige, fast jugendlich aussehende Mann hatte sich in einem Augenblick fast bis zur Unkenntlichkeit verändert; er schien um Jahre gealtert und an der Schwelle des Greisenalters zu stehen.

„Bleib!" sagte er und seine Stimme klang so dumpf, als komme sie aus einem Grabe. „Auf Heilkunde lernte ich in America's Einöden mich verstehen; hier ist keine Hülfe möglich. Ein Huf traf die zarte Schläfe, vielleicht der Huf des Rosses, das die Komödianten-Toni trug. Mein Kind ist todt . . . mein Glück, meine Hoffnung mit ihm."

Verzweifelnd brach Erna zusammen. „Todt unser Kind? Laßt mich mit ihm sterben!"

Aus dem Hause kamen die Diener herbei geeilt; höchste Theilnahme drückte sich in ihren Mienen aus, denn das gräfliche Paar war hochbeliebt und der Kleine Aller Liebling gewesen.

In der zahlreichen Menschenschaar achtete Keiner des alten Mannes, der langsam, eine Tasche an der Seite, des Weges gezogen kam und den Vorgarten betrat. Eine leise Frage an einen der Diener unterrichtete ihn von dem Vorgefallenen. Mit inniger Theilnahme ruhte sein Blick auf dem unglücklichen Vater, der seines Kindes Leiche mit Küssen bedeckte. Es war, als sei die Klarheit von Edmund's Geist gewichen; verworrene Reden drangen über seine Lippen, unstät schweiften seine Augen im Kreise umher.

„Das war der Alb, der meine Brust beschwerte," murmelte er; „das sollte die Sühne des Unrechts sein, das ich der armen Bertha angethan — das die Frucht der Intrigue, die ich angewandt, um mein zweites Weib zu erringen. Durch die Toni hoffte ich mein Ziel zu erlangen, und durch die Toni verliere ich mein Kind. Gott ist gerecht . . . und doch . . . welch ein furchtbarer Gedanke: kinderlos . . . kinderlos in's Grab!"

„Graf Edmund von Werther!" klang eine ernste Stimme inmitten des tief gerührten Kreises. „Nicht kinderlos bist du! Dir lebt ein Sohn und Erbe, dir lebt das Kind deiner ersten Ehe mit Bertha, meiner armen unglücklichen Schwester . . . Dieser ist es, der sich Friedrich Hartmann nennt!"

Durch die Umstehenden, die unwillkürlich zurücktraten, schritt die würdige Gestalt des eben gekommenen Fremden.

„Mein Oheim!" rief Friedrich, die Arme gegen den alten Mann ausbreitend. „Zu welcher Stunde kommst du!"

„Zu furchtbarer und doch zu gesegneter,“ entgegnete Hartmann. „Denn ich erkenne in ihr die ewige Gerechtigkeit Gottes, die sich durch keinen Menschenwillen unterdrücken läßt. Dich hatte Er zum Erben des Hauses Werther bestimmt, und es geschieht Sein heiliger Wille.“

Sanft hatte Rudolph das todte Kind aus den Armen seines Bruders genommen, der es willenlos geschehen ließ. Er übergab die kleine Leiche dem ältesten der Diener, der sie in’s Haus trug, wohin auch Erna von Melanie und ihrer Mutter geführt wurde. Die Dienerschaft zog sich zurück.

Halb zweifelnd blickte Graf Edmund auf Friedel. „Er mein Sohn?“ sagte er, kaum vernehmbar. „So verhehltet Ihr mir die Wahrheit an jenem Tage, da ich kam, mein Unrecht gut zu machen?“

„Nicht frei spreche ich mich von Schuld,“ entgegnete Hartmann. „Aber ich habe zu meiner Rechtfertigung das Versprechen, welches ich meiner sterbenden Schwester auf dem Todtenbett ablegte: wenn Edmund von Seltenau jemals heimkehre, nur in dem Falle das Kind ihm zu übergeben, wenn ich den Mann, der leichtsinnig ihr Herz gebrochen, würdig finde, dem Sohne auf des Guten Bahn als Muster voranzuleuchten. Ich besaß den Geburtsschein eines verstorbenen Neffen, des Kindes meines ältern, nun längst heimgegangenen Bruders. Er paßte ungefähr auf das Kind Bertha’s, und unter dem Namen Friedrich Hartmann erzog ich es. Die Papiere, welche seine Geburt nachweisen, vertraute ich dem würdigen Pfarrer unseres Heimathsdorfes an, in dessen Besitz sie sich noch versiegelt befinden. Edmund von Seltenau kehrte heim, — ich fand ihn nicht würdig. Der Name Seltenau sollte erloschen sein für die

Welt. Einen guten, tüchtigen Menschen, einen ehrenhaften Bürger wollte ich aus meinem Friedel machen. Er täuschte meine Absicht, um glänzenden Chimären nachzujagen, die ihn betrogen."

„Verzeihung, Oheim, ich habe schwer gebüßt," sagte Friedel leise.

Hartmann schloß ihn in seine Arme. „Das hast du, Armer. Keine Stunde duldete es mich mehr in dem stillen Dorfe Alt-Englands, wo ich ein Asyl gefunden, als ich den Brief des Mannes empfing, dem das Glück das Herz gewendet. Ich weiß alles, selbst deine Hoffnungen, Friedrich, und doch, Gott ist mein Zeuge, ich kam, dich zu umarmen, dir zu verzeihen, nicht um auf's neue friedliche Verhältnisse zu verwirren. Deine Herkunft wäre ein Geheimniß geblieben; der Sohn Erna's wäre Graf Werther geworden. Aber Gott hat gesprochen, Er hat gerichtet! Ehre Seinem Willen!"

„Ehre Seinem Willen! Komm in meine Arme, mein Sohn, mein Erbe, — weine mit mir um den armen Bruder."

„Mein Vater, o mein Vater!"

In die ausgebreiteten Arme des Grafen warf sich schluchzend der junge Mann. In langer, inniger Umarmung umschlossen sich Vater und Sohn.

Hinter ihnen aber breitete der greise Hartmann wie segnend die Hände aus. „Edmund," sagte er mit milder Stimme, „droben über den Sternen weilt meine arme Schwester. In diesem Sonnenstrahl, der auf uns herniederglänzt, sendet sie ihre Verzeihung, ihren Segen. Was geschehen — o gewiß, die Gnade des Allewigen hat es ausgelöscht im Schuldbuch unserer Sünden; denn eine Seele, rein von Erdensünden, bittet

für uns Alle an Seinem Throne, die Seele deines Kindes, Edmund! Meiner Schwester verklärter Geist wird sie begrüßen und herniederschauen mit ihr auf deines Hauses Glück."

Die Thüre des Hauses öffnete sich. Leichenblaß, aber gefaßt erschien Erna, auf Melanie und ihre Mutter gestützt. Langsam schritt sie ihrem Gatten entgegen und reichte ihm beide Hände.

„Edmund" sagte sie mit bebender, von Thränen erstickter Stimme, „der Herr hat ihn uns gegeben, Er hat ihn genommen — Sein Name sei gebenedeit!"

„Amen!" stimmte Edmund ein. „Erna, wir sind nicht kinderlos. Hier steht meiner ersten Ehe Sohn ... nimm ihn als den deinen, als Freund und Bruder. Mit uns wird er unseres Lieblings Grab bekränzen und mit uns weinen um seinen Tod."

„Das werde ich!" rief Friedel. „Und ihr verklärten Seelen von Bruder und Mutter, vernehmt mein Gelübde! Ein Dasein will ich führen, geweiht der eigenen Ehre und meiner Mitmenschen Wohl, und schützen die Unerfahrenheit aus allen Kräften, daß der Dämon des Bösen sie nicht berücke und auf des Lasters Bahn führe, die mit einem Blumenpfad beginnt und mit der Verzweiflung endet."

Auf Wallborn, dem Ort, wo sie ihr Liebstes verloren haben, weilten Graf Edmund von Werther und Erna, die treue Gattin, in traulichem Verkehr mit dem Bruder auf dessen benachbartem Besitz. Im Schloß zu Werther aber ist der Sitz des Majoratserben Friedrich, der, wie einst Graf Rudolph, schon vor dem Ableben seines Vaters sich Herr des Gutes nennen darf; trotz

seiner Jugend waltet er weise als Berather und Schützer seiner Untergebenen. Ihm zur Seite steht Melanie, seine liebliche Gemahlin, die Vorsehung aller Armen und Kranken; eine Dispens gestattete die Ehe zwischen den Kindern der Brüder, die sichtlich vom Himmel bestimmt waren, um zu sühnen, was Menschenwahn verschuldet. Holde, blondlockige Kinder machten das Glück des Hauses vollkommen, das der greise Oheim Hartmann noch einige Jahre theilen durfte, ehe sie ihn hinaustrugen zur stillen Gruft.

Seinen Segen ließ er zurück, und als ob die letzten Wünsche des Scheidenden in Erfüllung gehen sollten, gedieh das gräfliche Haus und erblühte in kräftigen Zweigen; geehrt ist sein Name weit und breit.

Von der Schauspielerin Tonette aber, die gleich nach dem furchtbaren Ereigniß die Gegend verließ, meldet keine Kunde weiter; sie ist verschollen. George Eldon weilt im Zuchthause, zu langjähriger Strafe wegen Wechselfälschung und Betrug verurtheilt.

Im Archiv zu Werther aber liegt eine versiegelte Rolle, bestimmt für den jeweiligen ältesten Sprossen des Hauses, der sie dann von neuem versiegelt dem künftigen Geschlecht zu überliefern hat; sie enthält die hier erzählte Geschichte, von der eigenen Hand des Grafen Edmund für des Hauses Nachkommen geschrieben, als Mahnung und Warnung.

Bachem's Novellen-Sammlung.

Erste Reihe: Band 1—20.

Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek.

„Wir können unser früheres Urtheil über dieses wirklich glückliche Unternehmen nur wiederholen. In der Auslese waltete solche Sorgfalt, daß nicht wenige der aufgenommenen Erzählungen auf der Stufe der Vollendung stehen. Durch fleißigen Coulissenwechsel, geschickte Vertheilung von Ernst und Scherz ist der Sammlung eine wohlthuende Mannigfaltigkeit gewahrt." (Litt. Rundschau.)

„Man erhält in sehr schöner Ausstattung einen wirklichen Schatz von guter Unterhaltungs-Lectüre, der mehrere ganz eigenartige und schöne Perlen der Belletristik enthält. Dabei kann jeder auf Zucht und Sitte haltende Vater die Bände ruhig seinen Töchtern zu Händen geben." (Büchermarkt.)

Inhalt der 20 Bände (41 Novellen u. Romane) * Band 20 gratis.

(Jeder Band, in Ganz-Calico gebunden, ist auch einzeln zu 1 Mark käuflich.)

1. **Nicht wie alle Andern.** Novelle von Ferd. Freiin von Brackel. **Mitgeholfen!** Ein Dombau-Märchen von Elise Polko.
2. **Miß Edda Brown.** Novelle von M. Herbert. **An der friesischen Küste.** Novelle von Ernst Lingen.
3. **Die Sphinx.** Novelle von Hans Erlenbusch. **In der Knospe gebrochen.** Von A. J. Cüppers.
4. **Die Waisen.** Eine Geschichte aus den Bergen von Th. Messerer. **Nach langem Suchen.** Von H. Fred.
5. **Fürstliches Blut.** Novelle von Emmy von Dincklage. **Napoleon Potée.** Novelle von H. von Veltheim.
6. **Gertrud.** Novelle von E. Leonhart. **Hauptmann Garbas.** Novelle von Friedbert Rammers.
7. **Am See.** Eine Künstler-Novelle von Ida Gräfin von Holnstein. **Der Schalmeier von Wald.** Oberschwäbische Dorfgeschichte von Richard Bidembach.
8. **Der letzte Capy.** Roman von Mariam Tenger. **Der gefüllte Pfannkuchen.** Ein Scherz von E. Kelly.
9. **Das Fräulein von Groenerode.** Nach Melati v. Java v. H. Schumacher. **Schneekatherl.** Erzählung v. E. Franz.
10. **Aus fernen Landen.** Eine Erzählung von Ferd. Freiin v. Brackel. **Onkel Born.** Ein deutsches Sittenbild von E. Rudorff.
11. **Zigeuner Rosel.** Novelle von C. Th. Zingeler. **Nach zwanzig Jahren.** Novelle von Paula Ried.
12. **Herzensfrühling.** Eine einfache Geschichte von Elise Polko. **Die beiden Vettern.** Geschichte aus dem baierischen Waldgebirge von Th. Messerer.
13. **Herzenswirren.** Roman von Jos. Flach.
14. **Hanka.** Wendische Novelle von A. Marby. **Die Rechte.** Novellette v. W. Schwarz. **Der Weichensteller.** Skizze.
15. **Die echten Abbergs.** Novelle v. Emmy von Dincklage. **Die Grafenbraut.** Novelle von M. von Roskowska.
16. **Angelica von Sainte-Croix.** Roman von Marie Berger (Sofie von Follenius).
17. **Vor Pavia.** Historische Novelle von Ernst Lingen. **Verloren!** Novelle von E. Rudorff.
18. **Der Versucher.** Nach dem Russischen von H. v. Veltheim. **Das Grab des Verschollenen.** American. Novelle von E. v. Rothenfluh.
19. **Keine Wahl.** Novelle v. Paula Ried. **Der Glöckner von St. Pièze.** Novelle von Mariam Tenger.
20. **Mosaik.** Novellen. Inhalt: **Wie sie sich finden.** Von M. Berger (S. v. Follenius). **Verlassen.** Von Walt. Schwarz. **Die begrabenen Schuhe.** Von Maria Lenzen di Sebregondi. **Flitter!** Von M. Herbert

Gesammtpreis für diese 20 Bände 19 Mark.

Bachem's Roman-Sammlung.

Zwei-Mark-Bände. Erste Reihe: Band 1—10.

Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek:

*

1. Band: **Trüber Morgen, goldener Tag.**

Roman von **M. Lenzen di Sebregondi.**

„Es ist kein trüber Morgen, den die Bachem'sche Zwei=Mark=Roman=Bibliothek in dem Erstling ihrer Erscheinung feiert. Es ist sogar ein glänzendes Gestirn ersten Ranges, das die vielversprechende Sammlung unter diesem Titel an dem reich besäeten Litteraturhimmel heraufführt. M. Lenzen di Sebregondi hat in dem vorliegenden Roman ein höchst lebensvolles Gesellschaftsgemälde gezeichnet, in welchem sowohl der Gang der äußern Ereignisse als die psychologischen Entwickelungen das höchste Interesse bieten." **(Bayr. Kurier.)**

2. Band: **Der Erbe von Weidenhof.** Roman von **F. von Pelzeln.**

„Der Roman erregt durch reiche Handlung und ungemein lebendige Schilderungen bis zu Ende anhaltende Spannung." **(Magdeburger Ztg.)**

3. Band: **Alda Renzoni.** Roman. Nach **Melati von Java** von **Leo van Heemstede.**

„Der vorliegende Roman fesselt und spannt in hohem Grade. Die Dichterin erschüttert uns, sie reißt uns durch ihre brillante Darstellung gleichsam willenlos mit. Die dem Bande noch angefügte kleine Novellette von M. Herbert ist nicht ohne eigenartigen Reiz." **(Litt. Handweiser.)**

4. Band: **Ein stolzes Herz.** Roman von **Cuno Bach.**
Die Wüstenräuber. Erlebnisse einer Africa=Expedition durch d. Sahara v. **Dr. Karl May.**

„In diesem Bande sind zwei Arbeiten zusammengestellt, welche beide in ihrer Art höchst originell und fesselnd sind, so daß wir ihnen die weiteste Verbreitung wünschen." **(Deutsches Adelsblatt.)**

„»Ein stolzes Herz« bietet eine fesselnde und vielleicht für manche junge Dame nützliche Lectüre. — Einen ganz eigenartigen Genuß bietet dem Leser die an zweiter Stelle sich findende Erzählung: »Die Wüstenräuber«. Die Erzählung ist eine in all ihren Momenten so überaus spannende, daß kein Leser dieselbe unbefriedigt aus der Hand legt." **(Büchermarkt.)**

5. Band: **Die Hexe von Scharnrode.** Roman von **Herm. Hirschfeld.**
Prinzessin Irrlicht. Roman von **M. v. Pelzeln.**

„Den größten Theil des Bandes füllt »Die Hexe von Scharnrode«, eine spannende, an sensationellen Ereignissen reiche Erzählung aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Wunderbare Verkettungen enthält dieselbe, deren Lösung die »Hexe« in der Hand hält. Daran schließt sich »Prinzessin Irrlicht«, eine Herzensgeschichte aus aristokratischen Kreisen mit tragischem Ausgang." **(Allg. Moden=Ztg.)**